

Prolog

Ein lauer Wind trug den Duft unzähliger Frühjahrsblüher mit sich. Das Gras wurde langsam wieder richtig grün, die Knospen an den Bäumen brachen langsam auf und die ersten, fleißigen Insekten summten durch die Gärten der kleinen Stadt. Chippolino, den die meisten Leute des Ortes nur als den Alten vom Fluss kannten, ging gemächlich durch die Straßen und genoss die warmen Sonnenstrahlen. Ostern stand vor der Tür und da würde sich wieder die gesamte Familie zusammenfinden, so wie es bei ihnen Brauch war an besonderen Feiertagen.

Während er darüber nachdachte, kam ihm die Idee, bei seiner Nichte vorbeizuschauen. Die Tochter seines Bruders Felix war die Einzige, mit Ausnahme seines eigenen, jüngsten Sohnes, der erst seit kurzem bei ihm ausgezogen war und nun mit seiner Freundin eine kleine Wohnung in der Stadt bewohnte, die noch in seiner Nähe wohnte. Sein ältester Sohn war vor ein paar Wochen mit seiner Familie an die Ostküste der Staaten gezogen. Das große Haus, in dem sie gelebt hatten, wurde aktuell nur noch von seiner Frau Kimmineva und ihm selbst bewohnt. Alle anderen wohnten in den Staaten verteilt und sein Bruder war vor einigen Jahren schon in ihre deutsche Heimat zurückgekehrt. Auch wenn der Alte es manchmal schade fand, dass sie alle so weit voneinander entfernt wohnten, so sagte er sich, dass sie ihr eigenes Leben hatten und sich umso mehr darauf freuen konnte, wenn sie alle drei bis vier Mal im Jahr zu großen Familienwochenenden zusammenkamen.

Bald hatte er die Stadtmitte durchquert, unterwegs verschiedene Freunde und Bekannte begrüßt und ging nun auf einer Straße entlang, die in ein Neubaugebiet führte. An dessen Rand stand ein älteres, kleines Häuschen mit einem liebevoll gestalteten Garten, in dem seine Nichte mit ihren beiden Kindern, einem Mädchen und einem Jungen, lebte. Sie arbeitete als Buchhalterin von zuhause aus, was ihr mit zwei schulpflichtigen Kindern natürlich entgegenkam. Chippolino ging langsam die Stufen hinauf und klingelte. Es dauerte nicht lange, da hörte er drinnen Schritte, die sich der Tür näherten und ein paar Augenblicke später stand ihm seine Nichte in der offenen Haustür gegenüber. „Hallo Onkel Philipp. Schön dass du vorbeischaust. Komm doch mit rein.“ Mit einer einladenden Geste trat sie zurück und er folgte ihr. Sie führte ihn durchs Haus auf die Terrasse hinaus. „Ich hoffe, es ist dir nicht zu frisch, aber ich habe es mir mit meinem Laptop hier draußen gemütlich gemacht.“ „Nein, nein. Im Gegenteil. Du weißt, ich bin sehr gerne draußen unterwegs, auch wenn deine Tante dies nicht immer so gerne sieht.“ Ein schalkhaftes Lächeln huschte über sein faltiges Gesicht. Auch seine Nichte lächelte, nickte mit dem Kopf und meinte mit spielerisch mahnender Stimme, die der ihrer Tante nicht unähnlich wahr: „Du bist eben keine 20 mehr, du alter Rumtreiber. Irgendwann holst du dir da draußen einen Schnupfen oder fällst hin und dann komm nicht hier an, dass ich mich um die kümmern soll.“

Sie beide fingen nun herzlich an zu lachen. Nachdem sie sich wieder beruhigt hatten, fragte er: „Ich störe dich doch hoffentlich nicht bei der Arbeit?“ „Nein, ist schon in Ordnung. Ich wollte sowieso gerade eine Pause machen und was trinken. Möchtest du auch etwas?“ „Ja, gerne.“ Sie verschwand im Haus und er blickte in den Garten hinaus. Krokusse, Narzissen und Tulpen bildeten kleine, bunte Inseln auf der eher wiesenähnlichen Grünfläche hinter dem Haus. Auch wenn seine Nichte gelegentlich den Rasen selbst mähte und sich auch gern um den Garten kümmerte, ließ sie insbesondere die Blumen frei wachsen, so dass sich die teilweise einzeln eingepflanzten Blumen mittlerweile zu mittelgroßen, buschartigen Ansammlungen entwickelt hatten. Eingerahmt wurde das Ganze von unzähligen Gänseblümchen, die sich an dem niedrigen Holzzaun, der den Garten umschloss, ausgebreitet hatten. Links neben einem Schuppen standen einige Bienenkörbe, aus dem emsig die drei Völker, die dort lebten, durch den Garten schwirrten und den ersten Nektar sammelten. Wie sie es geschafft hatte, dass ihre Kinder das ganze Jahr über in dem Garten spielen konnten, ohne bisher auch nur einmal gestochen zu werden, blieb ihr Geheimnis.

Wenige Minuten waren vergangen, als sie mit zwei großen Bechern und ein paar Keksen auf einem Tablett wieder herauskam und es auf dem Gartentisch abstellte. „Hm. Kakao.“, murmelte der alte Mann und roch genießerisch an seiner Tasse. „Und dazu das Buttergebäck mit Schokoladenüberzug, das du so gerne magst.“ „Wenn deine Tante das wüsste, wie du mich hier verwöhnst, würde sie bestimmt wieder schimpfen: zu süß, zu viel Zucker...“ „Sie sorgt sich eben um dich. Und außerdem...“, fuhr sie mit einem verschmitzten Lächeln fort: „Sie weiß es ja nicht. Prost!“

Sie stießen an und beide genossen die ersten, kleinen Schlucke des dampfenden Kakaos. Auch die Kekse fanden regen Zuspruch von beiden Seiten. Schon in seiner Jugend hatte er dieses Gebäck geliebt und war froh, dass einer der Bäcker im Ort, der ebenfalls deutsche Wurzeln hatte, diese nach einem alten Rezept noch immer seinen Kunden anbot. Und diese Leidenschaft für die süßen Kekse hatten viele der folgenden Generationen von Chippolino übernommen. Bei jedem Familientreffen machten einige vor ihrer Abreise bei dem Bäcker halt, um sich einen Vorrat mitzunehmen. Diese backte immer vor den Feiertagen größere Mengen, da er darum wusste. Sie unterhielten sich eine Weile über das bevorstehende Osterfest und andere, allgemeine Dinge, als drinnen im Wohnzimmer das Telefon läutete. „Entschuldige mich bitte kurz.“, sprach sie, stand auf und ging hinein.

Er hörte, wie sie den Hörer abnahm und sich meldete. Dann eine Zeit lang stille, nur hin und wieder durch sehr einsilbige Antworten von ihr unterbrochen. Dann ein paar lautere Nachfragen, deren Sinn sich ihm nicht erschlossen, dann wurde der Hörer laut aufgelegt und sie erschien raschen Schrittes in der Terrassentür. Sie wirkte beunruhigt.

„Was ist passiert? Wer war das?“ „Das war der Schuldirektor. Es geht um Marvin. In der Schule hat es eine Schlägerei gegeben und er war darin verwickelt. Auch Mo hat damit zu tun. Ich soll sofort kommen.“ „Mo auch?“ „Ja. Ich verstehe es auch nicht, weil der Direktor nichts Genaueres gesagt hat. Ich muss jetzt jedenfalls los.“ „Wenn es dir recht ist, komme ich mit und kümmere mich um die beiden, während du mit dem Direktor sprichst.“ Mit einem dankbaren Blick nickte sie kurz und sie machten sich auf den Weg.

Ein paar Minuten später saßen sie vor dem Schreibtisch im Büro des Direktors. Durch die fast komplett geschlossenen Jalousien drangen nur schmale Streifen des Sonnenlichts herein und zeichneten kleine Muster aus hellen Linien auf die Möbel. Ein altmodischer, breiter Bildschirm, dessen Tower am Boden stehend laut vor sich hin brummte, stand an der linken Seite des alten Tisches, der den Raum beherrschte. Auf zwei Stühlen an der Seite saßen die 10-jährige Mo und der gerade neun gewordene Marvin. Ihren Augen sahen verweint aus und über die linke Wange des Jungen zog sich ein langer, roter Kratzer. Seine Kleidung war dreckig und an einem seiner Knie eingerissen, so dass man darunter eine Abschürfung erkennen konnte. Ängstlich blickten sie zu dem Direktor hinüber. Dieser lehnte sich mit strengem Gesichtsausdruck in seinem Schreibtischstuhl zurück, rückte kurz an seiner Brille und hob an: „Danke, dass sie so schnell gekommen sind. Es handelt sich um eine sehr ernste Sache und zwar...“

Doch bevor er weiterreden konnte, mischte Chippolino sich ein und meinte: „Ich gehe wohl besser mit den beiden raus. Das müssen sie sich wohl nicht mitanhören. Dann können sie mit meiner Nichte sprechen und ich kümmere mich um die Kinder. Nachher zuhause werden wir dann in Ruhe mit ihnen über das reden, was sie hier mit ihrer Mutter besprochen haben.“ Schweißtropfen bildeten sich auf der Stirn ihres Gegenübers und für einen kurzen Moment verlor er den Faden. Erneut griff er nach seiner Brille, nahm sie ab, putzte sie kurz, setzte sie wieder auf und sammelte sich einen Moment. Dann nickte er und meinte: „Ja. Ja. Natürlich. Sie haben recht. Was es zu sagen gibt, kann ich auch mit Ihnen“, er blickte Chippolinos Nichte an, „unter vier Augen besprechen.“

Der alte Mann nickte, erhob sich und gab den beiden Kindern einen Wink, ihm zu folgen. Sie mussten auf dem Schulhof gar nicht lange warten. Bereits ein paar Minuten nach ihnen kam ihre Mutter heraus und sie fuhren zusammen nach Hause. Dort dirigierte sie die Kinder ins Wohnzimmer und sagte: „Marvin. Für die Prügelei bekommst du drei Wochen nachsitzen und einen strengen Verweis. Du musst die Schule nur nicht verlassen, weil du vorher noch nichts angestellt hast. So hat es mir der Direktor erklärt.“

Sie wartete ab, ob ihr Sohn was sagen würde, doch er schwieg. Mit sanfterer Stimme sprach sie weiter: „Sieh mal. Es war nicht falsch, dass du deine Schwester verteidigen wolltest, aber du hast die anderen Kinder verletzt, ohne zu versuchen, einen Lehrer hinzuzuziehen oder den Streit mit Worten zu lösen. Ich weiß, du bist sehr impulsiv, aber das war eins zu viel. Ich bin dir nicht böse und kann dich ein Stück weit verstehen, aber so geht es nicht.“

Schweigend nickte Marvin und ließ den Kopf hängen. Mo trat zu ihm und legte ihrem kleinen Bruder, der einen halben Kopf kleiner war als sie, beschützend einen Arm um die Schultern. Beinahe hätte auch ihre Mutter sie einfach in den Arm genommen, doch sie holte noch einmal tief Luft und hob an: „Außerdem verlangt der Direktor, dass du dich bei den Kindern, die du geschlagen hast,

entschuldigst.“ Marvins Kopf zuckte hoch, sein Gesicht flammend rot vor Wut und er platzte heraus: „Mich entschuldigen? Ich soll mich entschuldigen? Nach all dem, was sie zu Mo und mir gesagt haben. Wie sie unsere Familie, dich und Großvater genannt haben soll ich mich bei denen entschuldigen? Was ist denn mit denen und deren Strafe?“ Sie seufzte schwer, strich ihrem Sohn beruhigend über den Kopf und erwiderte: „Auch die werden ein Gespräch mit dem Direktor haben und sich bei dir entschuldigen müssen. Aber du hast sie verletzt, und das wiegt leider schwerer, als ihre Beleidigungen. Zumindest in den Augen des Schulleiters. Geht jetzt auf eure Zimmer. Wir reden später weiter.“

Widerstrebend gingen sie davon. Chippolino blickte ihnen noch einen Augenblick nach, während seine Nichte ihm den Rücken zugekehrt hatte. Stumm blickte sie aus dem Fenster, die Arme um ihren Oberkörper geschlungen. Er trat neben sie, schwieg aber ebenfalls und überließ sie ihren Gedanken. Eine einzelne Träne rann ihre Nasenwurzel hinab. Behutsam griff er nach ihrem Arm, um ihr Halt zu geben. Sie lehnte sich leicht an ihn und flüsterte: „Weißt du etwas über sie?“ Irritiert sah er sie an: „Was meinst du?“ „Komm bitte mit in die Küche. Da können wir reden. Auf der Terrasse habe ich die Sorge, dass die Kinder was hören.“ Er nickte und auf dem Weg hinüber holte sie die Kakaotassen von der Terrasse, streckte den halbvollen Inhalt mit Milch, wärmte dies in den Tassen dann nochmals auf und setzte sich dann in die Essecke. Ihr Onkel nahm ihr gegenüber Platz und sah sie gespannt an.

Mit leiser Stimme begann sie zu erzählen: „Nachdem ihr rausgegangen seid, kam ein Lehrer ins Büro und erzählte, was genau passiert ist. Ein paar Jungen aus Mos Klasse haben auf dem Flur ihr nachgerufen, dass sie ein Bastard sei, weil ich mit ihrem Vater nicht zusammenlebe, sondern sie allein großziehe. Sie haben sie damit geärgert, dass sie gar nicht weiß, wer ihr Vater ist und sie nichts wert sei, weil auch schon ihre Mutter wohl ein gekauftes Kind sei. Ihre ganze Familie sei ja nur ein Haufen unehelicher, gekaufter oder entführter Kinder und keine richtige Familie. Dann haben diese Jungs mich noch als Schlampe bezeichnet und Vater als Kindesentführer und Menschenhändler. Da kam Marvin hinzu. Er hatte wohl die letzten Worte gehört und griff ihre Peiniger direkt an. Obwohl sie zu dritt waren. Zunächst hat er wohl einen von hinten gepackt und mit Schwung gegen einen Schrank geschubst und als dieser Junge ins Straucheln geriet, nochmal hart zugetreten, dass der nochmals mit dem Kopf voran gegen die Tür gestürzt ist. Dann hat wohl ein zweiter Junge ihn gepackt und festgehalten während der dritte ihm ins Gesicht geschlagen hat. Doch dann hat Mo sich eingemischt und mit einem Tritt zwischen die Beine von dem, der ihren Bruder festhielt, den außer Gefecht gesetzt, woraufhin Marvin diesem zusätzlich noch ein Knie in die Seite ramnte. Dann haben sie sich den dritten geschnappt. Um es kurz zu machen: der eine hat wohl eine Gehirnerschütterung und die anderen Quetschungen und Prellungen.“

„Oh Gott. Ich hätte nie gedacht, dass die beiden zu so einer Raserei fähig wären.“ „Ich auch nicht. Aber nachdem, was der Lehrer erzählt hat, was die Kinder ihnen an den Kopf geworfen haben...“

Wieder schien sie plötzlich mit ihren Gedanken ganz woanders zu sein. Er ließ ihr Zeit, da er spürte, dass sie noch etwas anders, als dass, was ihre Kinder getan hatten, beschäftigte. Dann fragte sie unvermittelt: „Kannst du sie? Meine Mutter?“ Er atmete tief durch, bevor er ausweichend antwortete: „Nicht sehr gut. Was weißt du denn von ihr?“ „Nichts. Zumindest nicht wirklich. Manchmal, als ich klein war habe ich mir eingebildet, sie in Träumen zusehen, doch sie sah immer irgendwie anders aus. Nie so, wie andere Mütter, die ich vor Schulen oder auf Geburtstagsfeiern sah. Obwohl ich wusste, dass sie nicht da ist, habe ich lange unbewusst gesucht. Und irgendwann war es nur noch ein Trugbild, das ich vergessen wollte.“

Papa hat nie von ihr erzählt. Als wir aufwuchsen, war sie ja schon fort. Es war für uns normal, dass Papa, Tante Kim und du für uns da waren. Ich weiß nicht, ob meine Geschwister mehr wissen, aber ich habe Papa nur ein oder zweimal nach Mama gefragt, doch er hat nie darauf richtig geantwortet. Es schien ihm weh zu tun, darüber zu sprechen und so habe ich einfach akzeptiert, dass sie nicht da ist. Ich habe es einfach nicht an mich herangelassen und später, als ich älter wurde, war für bestimmte Fragen immer Tante Kim für mich da. Doch jetzt, nachdem was heute passiert ist, fühlt es sich so an, als wäre diese Mauer in mir gebrochen und die ganzen Fragen, Zweifel und alles, was sich dahinter unbewusst aufgestaut hat, überflutet mich gerade und ich weiß nicht, was ich jetzt machen soll. Ich will alles wissen und fürchte mich irgendwie vor dem, was ich erfahren könnte. Deshalb habe ich eben die beiden Kinder auch auf ihre Zimmer geschickt, anstatt den heutigen Vorfall richtig zu

besprechen, da ich gerade selbst nicht weiß, wie ich mit dieser Ungewissheit umgehen soll. Bitte, hilf mir.“

„Das kann ich leider nicht. Das kann nur er. Aber ich werde ihn anrufen und berichten, was hier passiert ist und warum. Vielleicht kann ich ihn dazu bewegen, endlich zu erzählen, wer eure Mutter ist und was mit ihr geschehen ist. Ich melde mich bei dir, wenn wir gesprochen haben. Bis dahin, sei für die beiden da. Du weißt vermutlich selbst am besten, wie sie sich gerade fühlen.“ Sie nickte langsam und er erhob sich, um nach Hause zu gehen. Zuhause angekommen, setzte er sein Vorhaben gleich in die Tat um. Ungeduldig wartete er, während das Telefon klingelte. Mit einem Blick auf die Uhr stellte er fest, dass es bei Felix schon ungefähr neun Uhr abends sein musste.

Dann endlich wurde der Hörer abgenommen und eine vertraute Stimme meldete sich: „Hallo?“ „Hallo Bruderherz. Ich bin's.“ „Oh. Was verschafft mir die Ehre deines Anrufes? Wir sehen uns doch in ein paar Tagen bei euch mit dem Rest der Familie.“ „Genau darum geht es ja. Familie. Hör zu.“ Er erzählte rasch, was passiert war und schloss mit den Worten: „Du musst es ihnen sagen. Sie müssen es wissen. Ich glaube, du hast schon zu lange geschwiegen.“ Ein tiefe Seufzten kam durch die Leitung, ehe sein Bruder antwortete: „Meinst du wirklich?“ „Ja!“, antwortete Chippolino bestimmt. „Und ich glaube, es würde nicht nur deinen Kindern, sondern auch dir guttun, wenn du darüber sprichst. Auch nach all den Jahren.“ „Ich hoffe, du hast recht. Du verlangst viel von mir.“ „Das weiß ich und ich werde dir helfen, wenn ich kann. Aber es wird Zeit. Nicht nur, dass sie es erfahren, sondern auch, dass du damit abschließen kannst.“ „Na gut. Wir sehen uns in ein paar Tagen.“ Ohne Abschiedsgruß legte er auf.

Am Gründonnerstag trafen sie alle ein. Seine beiden Töchter und seine drei Söhne, sein Bruder, seine Nichten und ihre drei Brüder. Mit den Enkelkindern war sein großes Haus bald mit vielen Stimmen und Lachen erfüllt. In den nächsten Tagen schmückten sie das Haus, machten Spaziergänge und spielten auf der großen Wiese hinter dem Haus ein Fußballspiel gegeneinander, wobei Felix Kinder mit seinen Enkeln knapp gegen Chippolinos Familie gewann. Es hätte vielleicht auch noch Remis enden können, wenn Kimmineva nicht angedroht hätte, sie alle zum Kartoffelschälen abzukommandieren, wenn noch einmal der Ball in einem ihrer liebevoll gepflegten Blumenbeete landen würde.

Felix selbst war an diesen Tagen auch mehrfach allein in der Stadt unterwegs, bis er am Samstag vor dem Osterfest kurz mit seinem Bruder sprach. Am Ostersonntag verschwanden die meisten der Männer, so wie es bei ihnen Brauch war, nachdem die Eiersuche beendet war, in der Küche, um das Festessen vorzubereiten. Während ihre Frauen und Kinder mit den Alten, wie sie ihre Eltern scherzhaft nannten, einen längeren Spaziergang machten, schleppten sie kurzerhand mehrere Tische aus dem Haus auf den Rasen, der am Tag zuvor noch als Bolzplatz gedient hatte und noch etwas ramponiert aussah und bauten dort eine große Tafel für den Osterschmaus auf. Die Sonne lachte vom Wolkenlosen Himmel herab und auch der leichte Wind hatte sich gelegt. Sie saßen, lachten und aßen, bis die Dämmerung langsam hereinbrach. Dann erhob sich Chippolino, klopfte an sein Glas und rief: „Ich möchte euch alle bitten, nachdem wie die Sachen ins Haus gestellt haben, mir zu einer kurzen Wanderung zu folgen. Ich habe noch eine Überraschung für euch.“ Gespannt blickten sie ihn alle an, doch er verriet nichts. So hatten besonders die Enkel es sehr eilig, dass alle Teller, Gläser und Schalen so schnell wie möglich weggeräumt waren und schon ein paar Minuten später gingen sie alle gemeinsam hinunter zum Fluss.

Dort waren, nicht weit vom Ufer entfernt, viele indianische Decken um eine kleine Senke ausgebreitet, in der viele Äste und Laub lagen. Mit einer Geste bedeutete Chippolino der Familie sich zu setzen. Nur sein Bruder blieb neben ihm stehen und nachdem alle Platzgenommen hatten, hob er an: „Wie ihr wahrscheinlich schon mitbekommen hab, hatten Mo und Marvin vor ein paar Tagen ärger in der Schule, weil sie beleidigt wurden und sich zu stark verteidigt haben. Und daran bin ich schuld. Das tut mir sehr leid. Ich hätte nie gedacht, dass auch die zweite Generation unter den Gerüchten leidet, die es damals hier gab. Ihr müsst wissen, als ich damals mit meinen Kindern, aber ohne eine Mutter hier ankam und euch aufzog, gab es viel Gerede hier im Ort. Besonders einige Familien, die sich für was Besseres hielten, zerrissen sich die Mäuler. Hinter meinem Rücken dachten sie sich skurrile Gerüchte von entführten Kindern, Menschenhandel und Entführungen aus. Ich hätte allerdings nicht

gedacht, dass sie das auch an ihre Enkel weitergeben. Wie dem auch sei, ich habe in den letzten Tagen endlich die Kraft gefunden, mit diesen Familien zu sprechen und ihnen die Wahrheit zu sagen.“

Etwas überrascht blickte sein Bruder und auch einige ihrer Kinder ihn an. Er bemerkte die Blicke und fuhr fort: „Zumindest so viel, dass dieses hässliche Gerede endlich aufhört. Mo, Marvin, die drei, die euch geärgert haben, werden sich nochmal bei euch entschuldigen. Sie wissen jetzt, dass sie euch Unrecht getan haben. Und heute Abend werde ich auch alle Fragen meiner Kinder zu ihrer Mutter beantworten. Ihr habt mich nie gedrängt, mich nie vor die Wahl gestellt zwischen eurer Liebe und der Wahrheit. Ihr habt irgendwie still akzeptiert, dass ich darüber nicht sprechen wollt oder konnte. Dafür danke ich euch. Doch heute Abend werde ich euch von ihr erzählen. Wer sie war, wo wir uns trafen und warum ihr sie nie kennenlernen konntet. Es ist ein Abenteuer, von dem ich euch berichten möchte, dass wir beide vor vielen Jahren erlebt haben.“

Mit diesen Worten entzündete er eine mitgebrachte Fackel und warf sie in die Senke. Das Geäst darin ging schnell in Flammen auf und bald breitete sich eine gemütliche Wärme aus, während der aufgehende Mond die Umgebung in sein silbernes Licht tauchte. Das leise Rauschen des Flusses vermischte sich mit dem Knistern des Feuers zu einer sanften Hintergrundmusik. Chippolino und er setzten sich nun ebenfalls und er begann zu erzählen:

1. Kapitel

- Trips und der Falschspieler -

Einen Wirt. Er brauchte einen neuen Wirt. So langsam ließen seine Kräfte nach. Das spürte er. Warum hatte ihn der Letzte in diese einsame Gegend geschleppt? Langsam glitt er in den wenigen Böen dahin. Er versuchte, so gut es ging, ohne dass es zu viel Kraftkostete, mit den Winden mitzutreiben und hoffte, bald jemandem passenden zu begegnen. Sich bewusst bewegen konnte er sich nur sehr wenig. Wie auch, wenn man wie er keinen Körper hatte. Er war weniger als ein Geist und doch irgendwie mehr. Aber zugleich war er etwas ganz anderes. Gesehen hatte ihn in seiner echten Gestalt noch niemand. Die wenigsten waren ihm je begegnet oder wussten überhaupt, dass es ihn gab. Und diejenigen, die ihn getroffen hatten, konnten es oft nicht erzählen. Solange er sich in seinen Wirten einnistete und von ihnen zehrte, waren sich viele nicht einmal bewusst, dass er in ihnen war.

Sie glaubten, alles wäre so wie immer oder machten sich dies zumindest vor, da sie Angst hatten, dass sich was ändern könnte. Auch wenn in Kleinigkeiten sich zeigte, dass etwas anders war, gaben sie es nicht zu, weil sie Angst davor hatten. Und genau davon lebte er. Ihre Angst. Ihre großen und kleinen Sorgen. Er nagte an ihrer Kraft, die der Körper brauchte, um sich Ängsten zu stellen oder Veränderungen anzunehmen. Immer solange, bis sie leer waren. Entweder gaben sie sich völlig ihren Ängsten hin oder sie wurden des dagegen ankämpfen so müde, dass sie stumpfsinnig und kraftlos durch die Welt zogen. Dann wurde es auch für ihn Zeit, weiterzuziehen.

Wieder dachte er an den Letzten, dessen er sich bemächtigt hatte, ohne ihn bewusst zu beherrschen. Er war der geborene Feigling gewesen, hatte vor jedem und allem Angst und strahlte auch nach außen Furcht aus. Es war leicht gewesen, sich einzuschleichen. Er war bereits alt gewesen. Während er in und von ihm lebte, hatte er es gut gehabt, doch dann waren sie hierhergekommen. Irgendwo im Nirgendwo hatte sich der Alte schließlich aufgegeben, sich hingestellt und einfach beschlossen, nichts mehr zu tun, sondern zu warten, bis es vorbei war.

Auch wenn er keine Gedanken lesen konnte, spürte er, wie seine Quelle auf einen Schlag versiegte und da war er nun, glitt durch die Lüfte und hoffte, bald einen neuen zu finden. Aber was war, wenn da niemand war? Wenn seine Reserven aufgebraucht waren? Würde er dann einfach sterben? Konnte er das überhaupt? Und falls ja, wie? Und woran würde er es merken? Schließlich atmete er nicht, hatte keine Gefühle und spürte auch nichts. Er war einfach da. Existierte, obwohl nur das Denken dem ähnlich war, was auch bei seinen Wirten im Kopf vorging. Zumindest vermutete er das. Aber alles andere, was diese zum Leben benötigten, brauchte er nicht, da es ihn in einen Sinn gar nicht gab und er doch da war. Viele hatte er sterben sehen. An Hunger, Alter, Einsamkeit und hunderterlei anderen Dingen, die aber alle nicht für ihn galten.

Die Bö lies nach und er stand bewegungslos in der Luft. Um ihn herum war kein einziges Lebewesen. Nicht mal ein Tier. Nur sehr ungern nistete er sich in die ein. Sie waren keine guten Quellen. Die kleinen waren zu schnell abgezapft oder starben zu schnell und die großen waren so groß, dass sie vor nichts Angst haben mussten. Da tierisches Leben oft deutlich simpler war, als das von Menschen, gab es bei ihnen viel weniger Gründe sich zu fürchten. Sie waren aufmerksam und ihre Instinkte halfen ihnen, zu überleben, aber gerade die waren es auch, die die Furcht vor etwas hemmte. Da die Menschen oft nicht mehr auf ihre Instinkte vertrauten, waren sie viel ergiebiger.

Am besten war es, wenn es einer im mittleren Alter war. Kinder und Jugendliche waren oft zu neugierig, so dass sie einfach erst Mal etwas neues ausprobierten, und die Alten hatten meistens durch ihre lange Lebenserfahrung nur Angst vor etwas, wo sie wussten, dass es gefährlich ist. Aber Angst vor Veränderung oder dem Ende des eigenen Daseins ging diesen beiden Gruppen völlig ab. Den Jungen, da für sie das Ende des Lebens so weit weg war, dass sie sich unsterblich fühlten und den Alten, weil sie bereits so lange im Diesseits wandelten, dass ihnen das Ableben einfach nur wie der nächste Schritt vorkam.

Nein, am besten waren die Menschen im mittleren Alter und von denen am liebsten Männer. Frauen waren zwar auch oft gute Wirte, doch die Männer waren die größeren Memmen, weil sie aus ihren eigenen Erfahrungen zwar lernten, aber deshalb nicht so schnell die Angst davor verloren. Einer seiner Wirte, der zwar ganz genau wusste, wie man ein Ei brät und dies schon unzählige Male gemacht hatte, fürchtete sich trotzdem jedes Mal, wenn er am Herd stand, dass es misslingen könnte, obwohl es jedes Mal klappte. Und genau diese kleinen Ängste ließen ihn leben.

Auf einmal wurde er von einem starken Wind zur Seite geschleudert. Er wusste nicht woher der kam und wohin es ihn trieb, spürte aber, dass er schneller wurde. Ein Wirbel erfasste ihn und zog ihn immer weiter von der Oberfläche weg. Für einen Moment wollte er versuchen, sich aus diesem Aufwind herauszuwinden, da er in großer Höhe wohl keinen neuen Wirt finden würde, doch dann entschied er sich dagegen. Er wusste, er würde viel Kraft benötigen, sich in seine nächste Quelle zu setzen. Das war der einzige Nachteil seiner Existenz. Da er von Gefühlen lebte, musste er sich auch in ihrem Zentrum einen Platz erschleichen. Doch dort hinzukommen, war immer mit anderen Schwierigkeiten verbunden, da jedes Lebewesen seine Gefühle so gut es ging schützt. Schließlich waren sie zum Leben wichtiger als alles andere.

So entschied er sich, weiter mit zu wirbeln, denn wo es rauf geht, muss es auch irgendwann wieder runtergehen. Denn noch hatte er Zeit.

*

„Es ist kaum zu glauben, dass es schon ein Jahr her ist, das wir hier waren. Mir kommt es so vor, als wäre es letzte Woche gewesen.“ Gedankenverloren ließ Felix seinen Blick über den See vor ihnen gleiten. Die Nachmittagssonne spiegelte sich in seinem leicht welligen Wasser. Fliegende Fische sprangen aus den Fluten und landeten einige Meter weiter wieder, wo sie mit einem leisen Platschen in den Tiefen, aus denen sie kamen, verschwanden. Sein Bruder und sein Vater hatten sich schon umgewandt, um den kleinen Hügel, auf dem sie gelandet waren, zum Dorf hinunterzugehen. Doch er machte keine Anstalten, es ihnen gleich zu tun, sondern blickte nur weiter fasziniert auf den See hinaus.

„Was ist? Wonach suchst du?“, fragte Chippolino ihn. Er hatte bemerkt, dass sein Bruder ihnen nicht gefolgt war und trat zu ihm. „Nichts Spezielles. Ich bin nur erstaunt, wie groß dieser See ist. In meiner Erinnerung war er viel kleiner. Schließlich sind wir nur ein kurzes Stück auf ihn hinausgefahren, bevor uns die Seeschlange holte und dann waren wir auch schon in dem Tunnel mit dem unterirdischen Fluss unterwegs zum Volk des Meeres. Wie war das möglich?“, fragte er seinen Bruder und deutete auf das Gewässer zu ihren Füßen.

Nun, da sie ihn zum ersten Mal in hellem Tageslicht sahen, viel ihnen erst auf, wie groß er war. Das andere Ufer war mindestens zwei Kilometer von ihnen entfernt und auch zwischen dem Anfang des Sees, wo ein Fluss in ihn mündete und das andere Ende, wo selbiger zum großen, azzurianischen Meer hinausfloß, lagen mit mehreren Kilometern eine noch größere Distanz. Cornelius bemerkte den

leicht erstaunten Blick seines Sohnes und sprach: „Eure Mutter und ich sind einmal an den Ufern dieses Sees entlanggewandert. Wir haben einen halben Tag gebraucht, um ihn zu umrunden. Wir haben uns zwar Zeit gelassen, aber selbst ein Reiter zu Pferd würde mindestens einige Stunden brauchen. Vergesst aber nicht, dass ihr Hilfe hattet. Ansua schwimmt sehr schnell und so kam euch die Strecke deutlich kleiner vor. Lasst uns nun aber ins Dorf gehen. Ich würde gern noch ein paar Sachen mit euch besprechen, bevor sich unsere Wege vorerst trennen.“

Noch während er sprach, trat aus einer kleinen Höhle, die an dem landseitigem Abhang des Hügels, auf dem sie standen, Blacky heraus und, zu Felix Verblüffung, auch Melis, seine Stute aus der realen Welt. „Melis. Was machst du denn hier? Wie bist du hierhergekommen?“ „Ich bin euch gefolgt.“ „Aber wie? Du bist doch kein Wesen aus dem Historyland und trägst auch kein Blut eines solchen in dir.“ Da glitt ein schelmisches Lächeln über das Gesicht seines Vaters und mit einem Seitenblick auf Blacky meinte er nur: „Bist du dir sicher?“

Chippolino, der neben seinem treuen Gefährten stand, strich diesem über die Nase und fragte ihn im spielerisch ernstesten Ton: „Gibt es da etwas, was ich wissen müsste? In der Welt der Menschen hast du doch immer einen Bogen um sie gemacht, als ob du sie nicht riechen könntest.“ Auch Felix wandte sich an seine Stute: „Und auch du hast dich immer möglichst fern von ihm gehalten.“ Ein kicherndes Schnauben entfuhr den Gefragten und dann hörten ihre Reiter Blackys Stimme in ihren Köpfen: „Wir müssen euch ja nicht alles sagen, oder? Wir haben auch unsere Geheimnisse.“

Da mussten auch die beiden Brüder lachen und Chippolino meinte: „Na dann, zeig deiner Freundin mal die Welt, aus der du stammst. Papa, wann wolltest du aufbrechen?“ „Ich werde, wenn der Mond am Himmel steht, mich auf den Weg nach L'eau Village machen.“ Gut. Dann treffen wir euch zwei Turteltauben später in der Nacht am Ufer des azzurianischen Meeres wieder. Ihr müsst uns nicht ins Dorf begleiten.“ Dabei streichelte er seinem Freund nochmal über den Hals und auch Felix verabschiedete sich von Melis. Dann galoppierten die beiden Pferde davon und waren wenige Augenblicke später verschwunden.

Ein paar Momente schauten sie ihnen noch nach, dann setzte sich Cornelius in Richtung des Dorfes in Bewegung und seine Söhne folgten ihm. Mit leichtem Kopfschütteln murmelte Felix vor sich hin: „So ein Theater. Anstatt einfach uns zu sagen, dass sie sich mögen. Verstehe ich nicht. Was sollte das denn?“ Doch da er sehr leise sprach und die beiden anderen ihn nicht hörten, erhielt er keine Antwort. Nach etwa einer Stunde hatten sie den Rand der Siedlung erreicht. Die Sonne schien nun fast auf einer Höhe mit ihnen zu stehen und ließ alles in einem orangeroten Licht erstrahlen. Da die ersten Häuser am Rand ihres Weges ein Stück den Hang hinauf gebaut worden waren, konnten sie fast die ganze Siedlung überblicken. Am Seeufer legten gerade noch ein paar Fischerboote an. Die Männer brachten ihren fang in großen Körben zu den kleinen Holzbaracken, die in der Nähe der Stege standen. Einige Frauen, ältere Männer und Kinder leerten diese aus, schienen diese sauber zu machen und hängten sie dann zum Trocknen an großen Holzgestellen auf.

Langsam gingen sie in den Ort hinein. Nachdem sie den Hafenbereich erreicht hatten, schauten Felix und Chippolino dem Treiben etwas irritiert zu. Ihr Vater, der den fragenden Ausdruck in den Gesichtern seiner Söhne sah, erklärte: „Das wird Stockfisch. Der Frischfisch wird nach dem Fang geputzt, geköpft und die Eingeweide entnommen. Dann wird er getrocknet und so lange haltbar. Anscheinend bereiten sie sich hier schon langsam auf den Winter vor.“ „Auf den Winter? Aber wieso auf den Winter? Sind wir zu spät? Es sollte doch gerade erst Frühsommer sein?“ Leicht panisch blicke Felix ihn an. Beschwichtigend erwiderte er: „Keine Sorge. In der Region, in dem sich das Volk der Winde aufhält, ist es jetzt erst mitten im Frühling. Wie schnell dort die Zeit im Vergleich zu unsere in der realen Welt verstreicht, weiß dein Großvater ganz genau. Schließlich hat er sehr lange Zeit dort verbracht. Vielleicht aber sind die Jahreszeiten hier etwas anders, als dort oder die Zeit vergeht hier schneller. So gelblich, wie hier viele Blätter an den Bäumen sind, würde ich tippen, dass wir hier schon im Übergang zum Herbst sind und dann ist es klar, dass die Leute hier Vorräte für den Winter anlegen. Macht euch keine Sorgen. Ihr habt noch genug Zeit, zu dem großen Ereignis rechtzeitig anzukommen.“

Mit diesen Worten wandte er sich wieder der lehmigen Straße zu, die in die Dorfmitte führte. Während sie langsam auf das örtliche Wirtshaus zgingen, schienen die Einwohner gar keine Notiz von ihnen zu nehmen. Dies lag auch daran, dass sie dieses Mal schon Kleidung an hatten, die im

Historyland nicht auffiel. Bald hatten sie den Eingang erreicht und Cornelius sagte, bevor sie eintraten, zu seinen Söhnen: „Denk daran, was ich euch beim letzten Mal gesagt habe. Nicht ansprechen lassen und auf jeden Fall Streit vermeiden.“ Die beiden nickten stumm und sie traten durch die niedrige Tür. Nur das Licht, welches durch die entstandene Öffnung fiel, erhellte den Flur vor ihnen. Die Durchgänge, die von ihm abgingen, waren alle geschlossen und auch an den Garderobenhaken hingen noch keine Jacken oder Mäntel. Chippolino ging vor und öffnete die Tür mit dem Glaseinsatz, die in die eigentliche Wirtschaft führte. Sein Vater und sein Bruder folgten ihm, während die Eingangstür hinter ihnen wieder zu viel. Durch den dabei entstandenen Lärm wandte sich Chippolino noch einmal kurz um und sah durch das eingelassene Fenster, dass der ganze Flur wieder in Dunkelheit tauchte.

Auch in dem Schankraum gab es nur sehr wenig Helligkeit. Nur langsam gewöhnten sie sich an das Zwielflicht, welches durch ein paar schmutzige Oberlichter erzeugt wurde. Im Inneren schien sich nichts verändert zu haben. Die Nischen gegenüber dem Eingang, in dem sie gerade standen, wirkten noch immer roh gezimmert, alt und dreckig. Die von der Decke hängenden Öllampen waren noch nicht entzündet worden und die kleinen, in die Mauer eingelassenen Fenster ließen nicht viel Licht herein. Langsam bewegten sie sich tiefer in den Raum hinein. Cornelius rief laut: „Hallo? Ist jemand da?“ Nichts rührte sich. Endlich hatten sie sich an das wenige Licht gewöhnt. Sie sahen, dass die meisten der gut ein Dutzend Tische in der Mitte des Raumes noch leer waren und auch den Wirt konnten sie hinter seiner breiten Theke auch nirgends entdecken. Verstohlen blickten die beiden Jungen nach oben zur Balustrade, die sich rund um den Schankraum zog und von der viele Türen abgingen. Diese führten, wie sie vom letzten Mal noch wussten, zu den Zimmern der leichten Mädchen, wie ihr Vater sie nannte. Doch auch dort war noch niemand zu sehen. Mit einem zweiten Blick durch den Raum sahen sie nur, dass an einem Tisch noch drei alte Männer saßen, die in ein Spiel mit seltsam gemusterten Steinen spielten. Da die Lampe über ihrem Tisch ebenfalls noch nicht brannte und außer Reichweite an einer Kette von der Decke herabhing, hatten sie zwei Kerzenstummel direkt auf der Holzplatte mit weichem Wachs befestigt und entzündet. Es schienen die gleichen zu sein wie bei ihrem ersten Besuch. Als hätten sie ihr Spiel seit damals nicht unterbrochen.

„Sehr schön. Es ist noch früh und kaum jemand da. Wir können also in Ruhe reden.“, ergriff Cornelius, nachdem sie sich alle gesetzt hatten das Wort, woraufhin sich Felix und Chippolino ihm zu wandten und er fuhr fort: „Ich hab mir unser getrenntes Reisen in den nächsten Tagen so vorgestellt, dass...“ Während sie miteinander sprachen, kamen nach und nach die ersten Gäste herein. Der Wirt tauchte mit mehreren Flaschen, die er sich unter die Arme geklemmt hatte, auf und begann hinter seinem Tresen verschiedene Dinge umzuräumen, was von lautem Klirren begleitet wurde. Auch zwei Männer und zwei Frauen mit Musikinstrumenten tauchten auf, die sich auf der kleinen Bühne im hinteren Teil des Schankraumes einrichteten.

Immer mehr Leute betraten den großen Schankraum. Fischer, zahnlose Greise und seltsame Gestalten, denen man lieber nicht im Dunkeln begegnen wollte. Einer von ihnen setzte sich an einen Tisch in der Nähe der Eingangstür und begann, abgegriffene Karten zu mischen, während er andere zu einem Spiel aufforderte. Mehrere junge Kerle, von denen ein paar nur wenige Jahre älter als Felix und sein Bruder zu sein schienen, kamen als polternde Gruppe durch die Tür. Mit angeberischen Gehabe zogen sie sich zwei Tische an einen dritten, der ziemlich Mittig stand, heran und steckten die Köpfe zusammen, während sie ab und zu den Dirnen Blicke zuwarfen.

Diese trugen noch ganz einfache, mit einem groben Gürtel zusammengehaltene, braune Arbeitskleider. Zwei von Ihnen gingen nun mit Hacken an langen Stangen die Balustrade entlang, zogen die Lampen an ihren Ketten zu sich heran und entzündeten diese. Vorsichtig ließen sie sie dann wieder auf ihre Position gleiten, wo diese nun leicht pendelnd ihr flackerndes Licht verbreiteten. Bald war der ganze Raum erleuchtet. Die beiden Kellnerinnen, die mittlerweile aufgetaucht waren, gingen umher, um auch die Lampen in den Nischen zu entzünden, wobei ihnen auch gleich mehrere Bestellungen zugerufen wurden, die sie mit einem kurzen Nicken entgegen nahmen.

Als eine von ihnen bei den drei Reisenden an den Tisch kam, fragte Chippolino, nachdem sein Vater drei Most bestellt hatte: „Kann man hier auch etwas zu essen bekommen?“ Sie nickte und rasselte herunter: „ Fischfrikadellen mit Stampf, geräucherten Aal im Brot, Bratfisch mit Kartoffelsalat, Bückling, Matjes oder Hering mit Bratkartoffeln.“ Cornelius Augen leuchteten bei dieser Speisekarte

auf und er bestellte sich gleich drei Fischgerichte in einem, während Felix, der nicht ganz so gerne Fisch aß, nachfragte: „Kann ich bitte nur Bratkartoffeln bekommen? Vielleicht mit zwei Eiern und ein bisschen Speck?“ Einen Moment schaute sie ihn etwas verwirrt an, doch dann lächelte sie und erwiderte: „Ein Bauernfrühstück zum Abendessen? Naja, warum nicht. Ja, dass kannst du bekommen.“ Felix bedankte sich und auch sein Bruder schloss sich dessen Essenswunsch an.

Während sie auf ihre Bestellung warteten, wurde es um sie herum immer lauter. Die Tische waren alle besetzt, die Musiker hatten angefangen zu spielen und die Animierdamen hatten nun schickere, offenerherzigere Kleider angezogen und sich geschminkt. Mit wiegenden Hüften schlenderten sie durch den Raum oder versuchten von der Balustrade aus die Aufmerksamkeit der Männer auf sich zu ziehen, indem sie durch geschicktes Raffen ihrer Röcke hier und da einen Blick auf ihre Beine, die in Nylonstrümpfen steckten, freigaben. In diesen Momenten ertönten hier und da laute Pfiffe und anerkennendes Gemurmel, auch wenn man bei der einen oder anderen sah, dass diese Strümpfe teilweise Löcher und ihre beste Zeit schon länger hinter sich hatten.

Die jungen Kerle, die schon bei der dritten Lage Bier angekommen waren, diskutierten lauthals, welches der Mädchen die schönste sei, versuchten sich zu übertreffen, wer schon die meisten Eroberungen gemacht habe und stachelten drei von ihnen, die augenscheinlich die jüngsten unter ihnen waren, auf, doch mal ihr Glück bei den Damen zu versuchen. Die Jungspunde liefen jedes Mal rot an, wenn sie zu den Frauen hinblickten oder eine von ihnen an ihrem Tisch vorbeikam. Selbst bei den Kellnerinnen, die nicht so aufreizend gekleidet waren, schauten sie scheu zur Seite, wenn diese an ihren Tisch herantrat. An mehreren Tischen waren kleinere Streitereien über Fischpreise ausgebrochen, bei dem Spieler am Tisch neben der Tür hatten sich ein paar Männer versammelt, setzten Geld und schimpften laut, wenn sie verloren oder johlten triumphierend, wenn sie etwas gewannen. Dem dicken Wirt hinter der Theke glänzte bereits der Schweiß auf der Stirn, während er so rasch wie möglich große Krüge mit Most oder Bier füllte, während ein zweiter, etwas jüngerer Mann kleine Gläser mit Schnaps ausschenkte oder nach hinten zu Küche und zurück rannte, sobald eine helle Glocke von dort erklang.

Die Musiker versuchten sich Gehör zu verschaffen, in dem sie lauter und schneller spielten, die Dirnen begannen auf der Balustrade wild zu tanzen und warfen ihre Beine in die Luft, so dass bei einigen sogar für einen Wimpernschlag die Strumpfhalter zu sehen waren, was besonders bei den jungen Kerlen zu wahren Begeisterungstürmen führte. Einer von den zuvor noch Gehänselten leerte seinen Krug mit einem Zug, eilte die wackelige Treppe neben dem Tresen in den ersten Stock hinauf und umarmte stürmisch eine der Tänzerinnen. Unbeholfen küsste er ihren Hals, sie lachte laut auf und zog ihn in ein Zimmer. Kaum knallte die Tür zu, johlten und Pfiffen seine Begleiter unten im Schankraum, stießen mit ihren Bierkrügen an und die restlichen, leichten Mädchen tanzten weiter, bis die Musik eine Pause einlegte als wäre nichts passiert.

Etwas erstaunt hatten Felix und Chippolino das ganze beobachtet, während ihr Vater das Ganze nur mit einem leichten Lächeln quittierte, einen Schluck von seinem Most trank und meinte: „Tja, Jungs. So ist das Leben in diesen kleinen Dörfern. Tagsüber wird hart gearbeitet und abends trifft man sich in der Kneipe oder im nächsten Wirtshaus um zu trinken, Geschäfte zu machen oder sich zu amüsieren. Das ist hier genauso, wie in unserer Welt.“ „Zumindest hat er sich die hübscheste ausgesucht.“, murmelte Felix vor sich hin. Sein Bruder sah ihn groß an: „Findest du? Also ich sehe das nicht so. Die da...“ Während seine Söhne eine angeregte Diskussion über die äußerlichen Vorzüge einiger Damen begannen, schaute er sie nur gedankenverloren an und dachte: „Tja. Sie werden erwachsen. Vor ein paar Jahren hätte Felix sich für das Aussehen von Frauen gar nicht interessiert und Chippolino beim Volk der Winde wohl ebenso wenig. Und nun? Der eine hat schon eine längere Bindung und wer weiß, wie lange es bei dem anderen noch dauert, bis er ebenfalls jemand besonderen trifft? Sie werden Familien gründen und ihren eigenen Weg gehen.“ Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, füllte er sich plötzlich älter, als er eigentlich war und seufzte tief.

„Warum seufzt ihr? Ist etwas mit eurem Most nicht in Ordnung?“ riss ihn die Kellnerin aus seinen Gedanken, während sie ihm einen großen Teller mit zwei faustgroßen Fischfrikadellen, einem Bratfisch, einem Hering und Kartoffelsalat vor ihm hinstellte. „Nein, nein. Alles ist gut. Ich war nur in Gedanken.“ „Dann wünsche ich guten Appetit.“ Zu den beiden Brüdern gewandt sagte sie im Weggehen: „Eure Speisen dauern noch einen kleinen Moment.“ Während Chippolino ihr noch kurz

nachsah, sprang Felix plötzlich auf und sagte: „Ich muss mal kurz mit jemandem sprechen. Bin gleich wieder da.“ Bevor seine beiden Begleiter noch ein Wort sagen konnten, war er bereits zielstrebig in Richtung Tresen davon gegangen.

Dort hatte er gerade einen jungen Mann entdeckt, den er von ihrem letzten Besuch noch kannte. Er stellte sich neben ihm und sprach ihn an: „Hallo Leif. Wie geht es dir?“ Etwas verwirrt und ohne eine Antwort zu geben, blickte dieser ihn kurz an und wandte sich dann wieder ab. „Erkennst du mich nicht? Ich habe dir vor einiger Zeit einmal fünf Goldstücke gegeben, um mir dein Boot zu leihen. Damals konntest du so auch den Wettstreit mit deinen Brüdern gewinnen.“ „Fünf Goldstücke? Wettstreit? Von was für einer komischen Sache redest du da? Ich habe nie...Moment...doch...jetzt weiß ich's wieder. Das war vor gut anderthalb Jahren. Da habe ich tatsächlich mein Boot verliehen. Das warst du damals?“ Felix lachte und rief: „Ja. Ich. Du wolltest doch damals als Belohnung die eine Kellnerin heiraten.“ Nun lachte Leif ebenfalls, bestellte beim Wirt ein Bier für Felix, schlug ihm auf die Schulter und strahlte in geradezu an: „Ja, das stimmt. Ich habe damals mit den Goldstücken den Wettkampf gewonnen.“

Er trank einen Schluck Bier und Felix fragte: „Hast du sie süße Kellnerin mittlerweile geheiratet und konntet ihr mit meinen Goldstücken ein zweites Boot kaufen?“ Von einer Sekunde auf die andere verdüsterte sich das Gesicht des jungen Mannes. Mit starren, leeren Augen starrte er ihn an und zischte: „Was geht dich meine Frau an? Und was heißt hier dein Gold? Meinst du, ich war nicht Manns genug, selbst meine Frau zu bekommen? Dass ich nicht alles alleine geschafft habe? Wer bist du denn? Was willst du von mir? Ich kenne dich nicht. Geh weg. Verschwinde!“ Während er auf Felix einredete, schien er durch ihn hindurchzusehen und mit dem letzten Wort versuchte er ihn wegzustoßen, verfehlte ihn aber und verharrte dann bewegungslos.

Mit einer entschuldigenden und gleichzeitig abwehrenden Geste erhob sich der Angegangene und trat ein paar Schritte vom Tresen weg. Dabei ließ er Leif nicht aus den Augen, der langsam aus seiner Starre erwachte, sich umwandte und weiter sein Bier trank, als wäre nichts geschehen. Für einen Moment überlegte er, ob er ihn nochmal ansprechen sollte, doch dann entschied er sich dagegen und beschloss ihn noch ein paar Momente zu beobachten. Doch auch in den nächsten Minuten ließ dieser keine Anzeichen erkennen, dass er gerade eben noch einen Wutausbruch gehabt hatte. Felix ging langsam zu seinem Vater und seinem Bruder zurück.

Dabei kam er an dem Kartenspieler vorbei, auf dessen Schulter eine kleine Flugechse saß, die nicht größer als ein Papagei war. Ihre ledernen Schuppen waren orangegrün und bildeten ein Wellenmuster entlang des schmalen Körpers. Sie saß auf den Hinterbeinen und schien alles genau zu beobachten. Als er an ihr vorbeiging, fauchte sie ihn an, doch anstatt zurückzuweichen, blieb er stehen und schaute sie an, während er stumm sagte: „Das ist aber nicht sehr nett. Was habe ich dir denn getan?“ Die Echse schreckte zurück und schüttelte den Kopf, blickte ihn dann starr an und Felix hörte ihre quickende Stimme in seinem Kopf: „Nanu. Du kannst mit mir sprechen? Das ist mir noch nie passiert.“ „Ja, ich kann mit dir sprechen. Warum hast du mich angefaucht?“ „Das gehört zu meiner Rolle. Ich erschrecke die Leute, die Geld haben könnten, damit sie stehen bleiben und dann werden sie durch mich auf ihn hier aufmerksam und er nimmt ihnen dann ihr Geld ab.“ „Und wie kommst du darauf, dass ich welches habe?“ „Weil du vorhin mit dem anderen Zweibeiner da vorn über Gold gesprochen hast.“ „Aber das ist schon länger her. Ich habe nichts.“ „Oh. Na dann. Auch wenn du welches hättest, würde ich dir raten, weiter zu gehen. Er spielt falsch.“

Noch während die kleine Echse sprach, stieg ein leises Grummeln aus ihr empor. Felix sah sie genauer an und bemerkte, dass sie sehr mager aussah. „Hast du Hunger?“ „Ja. Er gibt mir in letzter Zeit nicht viel, weil ich angeblich zu wenig Leute angelockt habe und nur von Fliegen kann ich nicht leben.“ „Moment, das haben wir gleich.“

Er wandte sich nun direkt an den Kartenspieler und sagte: „Das ist ja ein seltsames Tier. Darf ich mir den mal ausleihen? Vielleicht kann ich damit die eine oder andere von den Mädchen beeindrucken.“ Da gerade keine Spieler um den Mann herumstanden, blickte er auf, musterte den Jungen vor sich und erwiderte: „Hast du Geld? Falls ja, leihe ich ihn dir.“ Felix kramte in seinen Taschen, fand jedoch keine Münzen. Stattdessen geriet ihm ein kleines Silbernugget zwischen die Finger, dass er bei seinem letzten Besuch in Devils Point von dem dortigen Sheriff Bill geschenkt bekommen hatte. Nach seiner damaligen Rückkehr nach Hause hatte er es in der Tasche vergessen. Er legte es auf den Tisch, der

Spieler besah es sich, nickte, nahm das Tier von seiner Schulter und reichte es ihm mit den Worten: „Für eine halbe Stunde kannst du ihn haben. Mach mit ihm, was du willst. Ich will ihn nur lebend zurück haben. Falls du zum Eindruck schinden ihn ein bisschen malträtieren willst, tu dir keinen Zwang an. Seine Haut ist dick und er hält einiges aus.“ Felix war entsetzt über das, was er da hörte, sagte aber nicht. Er nahm die Echse entgegen und ging mit ihr zu seiner Nische zurück.

„Was wolltest du erst an der Theke und jetzt mit dem Tier?“, fragte sein Vater. Durch den Lärm in dem Raum hatten sie nicht mitbekommen, was gesprochen wurde und ihn lediglich beobachten können. Er behielt sie noch einen Augenblick in den Händen, da eine der Kellnerinnen gerade das Essen von seinem Bruder und ihm auf den Tisch stellte, dann als, sie weg war, setzte er die Echse auf den Tisch und sagte: „Sie hat Hunger. Dieser Falschspieler kümmert sich nicht gut um sie und deshalb habe ich sie mir geliehen.“ An die Echse gewandt sprach er mit einladender Geste: „Bediene dich ruhig von meinem Teller.“ Er hatte kaum zu Ende gesprochen, da begann sie schon, einige Speckstückchen aus dem Bauernfrühstück herauszusuchen. Sie schien wirklich großen Hunger zu haben. Chippolino trat ihr ebenfalls einige Fleischstückchen ab und Cornelius legte noch eine halbe Fischfrikadelle hinzu.

Bald darauf schien die Echse gesättigt und bedankte sich bei Felix. Dieser winkte jedoch ab und fragte nur, während er selber sein Essen verzehrte: „Warum bleibst du bei dem Kerl, wenn er dich doch so schlecht behandelt?“ „Als er mich fing, hat er mir die Flügel gebrochen. Es dauerte lange, bis sie wieder gesund wurden. Zusätzlich hat er mich immer an den Tisch oder wo er sein falsches Spiel abzog, angebunden. So hat er sich doppelt abgesichert, dass ich nicht weg konnte. In den letzten Tagen hat er dies nicht mehr getan, da er merkte, wie schwach ich durch zu wenig Nahrung wurde und außerdem weiß er nicht, dass meine Schwingen wieder verheilt sind. Er glaubt noch immer, dass ich flugunfähig bin. Aber heute Nacht, wenn er schläft, werde ich fliehen. Dank dir, habe ich nun auch die Kraft dazu.“ Die drei wünschten ihm viel Glück und Felix brachte ihn zu dem Spieler zurück. Dieser grabschte nach der Echse wie nach einer Puppe und setzte sie sich auf die Schulter, ohne ihn auch nur anzusehen. Mittlerweile waren wieder zwei Männer an seinen Tisch getreten, die gegen ihn spielten.

Mit einem mitfühlenden Blick kehrte er zu seinem Tisch zurück, um zu Ende zu essen. Dort berichtete er auch seinen Familienangehörigen von der Begegnung mit Leif am Tresen und dessen sonderbaren Verhalten. „Und du bist sicher, dass er dich einfach so angeraunzt hat? Es gab keinen Grund?“, fragte Chippolino nach, nachdem er geendet hatte. „Nein. Eben spendiert er mir noch einen und lacht und plötzlich stiert er mich mit einem seltsamen Blick an, wirft mir irgendwelche Anschuldigungen an den Kopf, versucht mich zu stoßen und sitzt dann wie ausgeschaltet da, bevor er sein Bier weitertrinkt.“ „Das ist wirklich seltsam.“ „Ja, das finde ich auch. Ich verstehe das nicht.“

„Was verstehst du nicht?“, fragte plötzlich eine laute, freundliche Stimme. Wie gerufen stand Leif neben ihrer Nische und blickte ihn an. „Entschuldige, ich wollte nicht lauschen, habe aber den letzten Satz gehört, den du gesprochen hast. Darf ich mich zu dir setzen? Ich sah dich eben vom Tresen aus und mir fiel sofort ein, woher ich dein Gesicht kannte. Ich bin noch gar nicht dazu gekommen, mich bei dir zu bedanken.“ Dies alles sprudelte aus ihm heraus, während er sich einen Stuhl heranzog und Platz nahm. Verblüfft blickte Felix ihn an. Leif machte den Eindruck, als hätte das ganze Gespräch am Tresen zwischen ihnen gar nicht stattgefunden. Weder das Aufeinandertreffen, noch die Anschuldigungen. Chippolino fasste sich als erster: „Du bist Leif, richtig? Du hast uns doch damals dein Boot geliehen.“ Dieser nickte zustimmend und hob erneut an: „Ja, das ist richtig. Durch euch konnte ich damals den Wettstreit gewinnen. Mein Vater war zunächst nicht einverstanden, als ich ihm sagte, wen ich heiraten will, aber er hat nach einer kurzen Diskussion, in der ich darauf bestanden habe, unsere Hochzeit und ein kleines Häuschen doch bezahlt. Schließlich hatte er es ja versprochen.“

„Und jetzt? Hat er sie akzeptiert?“ „Ja. Er wurde kurze Zeit nach unserer Hochzeit krank und sie war die einzige, die sich um ihn kümmerte. Ihr müsst wissen, dass meine Mutter nicht mehr lebt und die Frauen meiner älteren Brüder hatten keine Lust, ihm zu helfen. Nur Lara war für ihn da und zeigte ihm so, was für eine tolle Frau sie ist. Er hat, nachdem er wieder gesund war, vor der ganzen Familie seinen Fehler zugegeben und sich bei ihr entschuldigt, dass er ein so falsches Bild von ihr hatte. Und seit unsere Zwillinge vor drei Monaten auf die Welt gekommen sind, hat er uns eins seiner eigenen Fischerboote mit Fischer geschenkt, damit sie sich in Ruhe um unsere Tochter und unseren Sohn

kümmern kann und nicht mitarbeiten muss. Er kommt uns oft besuchen und hat auch mir gesagt, wie stolz er auf mich ist.“

„Und das bin ich auch zu recht.“, dröhnte eine tiefe Stimme. Sein Vater stand mit stolzgeschwellter Brust hinter ihm und rief so laut, dass einige sich zu ihnen umdrehen: „Du hast eine wunderschöne Frau, zwei bezaubernde Kinder und bist ein sehr geschickter Fischer. Mehr kann man sich von seinem Sohn nicht wünschen. Meint ihr nicht auch?“ Alle um sie herum nickten und er klopfte Leif nochmal anerkennend auf die Schulter, bevor er zu einem anderen Tisch weiterging, an dem mehrere Männer auf ihn warteten. Dieser wandte sich den drei Reisenden wieder zu und strahlte: „Und das alles habe ich euch zu verdanken. Ihr könnt heute Abend trinken, soviel ihr wollt. Ich werde es bezahlen. Ich kann leider nicht bleiben, da ich rasch wieder nach Hause will, um Lara mit den Kleinen zu helfen, aber ich werde dem Wirt Bescheid geben. Euer Essen ist bereits beglichen.“ „Das musst du nicht. Deine Freude ist uns dank genug. Wir wünschen euch alles Gute.“ Leif stand nun auf, schüttelte allen nochmal die Hand, wobei er Felix kräftig umarmte und ging dann rasch hinaus.

„Wir sollten auch so langsam aufbrechen. Ich bin nun gestärkt genug, um die Reise zum Volk des Meeres anzutreten und ihr solltet euch auch langsam auf den Weg machen. Oder wollt ihr hier übernachten und erst morgen weiterziehen?“ „Nein. Wir haben Melis und Blacky gesagt, dass wir sie heute Nacht am Ufer des Meeres treffen.“ Sie standen auf und gingen los. Gerade als sie in die Nähe des Falschspielers kamen, hatte dieser einem der jungen Männer einen größeren Beutel mit Geld abgenommen und lachte ihn aus: „Wenn du kein Geld mehr hast, verschwinde. Deine Mama wartet bestimmt schon auf dich, damit ihr Grünschnabel seine warme Milch bekommt und ins Bettchen geht.“ „Warte. Das war meine ganze Heuer. Ich brauch das Geld zurück.“ „Verschwinde du Verlierer und merk dir eins: ich verliere nie, verstanden.“ Wie ein geprügelter Hund ging der junge Mann langsam weg. Felix blieb wütend stehen und ein Gedanke schoss ihm durch den Kopf. Er blickte die kleine Echse an und fragte stumm: „Kannst du mir helfen, es ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen?“ „Gerne. Was willst du tun?“ „Ich werde ihn zu einem Spiel herausfordern, bei dem er alles verliert. Hilfst du mir?“ „Ja.“

Nun trat Felix vor den Tisch und rief laut, damit auch die Leute in der Nähe es hörten: „Du verlierst also nie? Ich habe dir vorhin ein Silbernugget gegeben. Das will ich zurück haben. Spielen wir drum?“ „Hast du noch Geld? Wenn ja, spielen wir, wenn nicht, verschwinde.“ „Ich habe keins. Wenn ich verliere, werde ich heute Abend hier arbeiten und meinen Lohn bekommst du, einverstanden?“ „Nein. Ich spiele nur, wenn der Einsatz auf dem Tisch liegt.“ Bevor er ausgeredet hatte und Felix überlegen konnte, wie er das machen sollte, landeten zwei Silberstücke auf dem Tisch. „Ich zahle den Einsatz.“ Leifs Vater ließ die Hand wieder sinken, mit der er die Münzen auf den Tisch geworfen hatte. Der Spieler biss kurz in die Münzen, um zu schauen, ob sie echt sind, dann nickte er und erklärte: „Es ist ganz einfach: Die Zehn verliert, die Dame gewinnt. Zwei Karten sind eine Zehn, eine ist eine Dame. Ich zeige dir immer wieder, während ich sie mische, welche von ihnen welches Bild hat und wenn sie dann verdeckt auf dem Tisch liegen und du auf die richtige Karte setzt, gewinnst du. Wenn nicht, gewinne ich. Verstanden?“

Felix nickte und das Spiel begann. Die Hände des Mannes bewegten sich sehr schnell, so dass es schwierig war, den Weg der Dame zu verfolgen und als die Karten auf dem Tisch lagen, war Felix sich unsicher, doch dann hörte er die Stimme der Echse: „Links von dir. Links.“ Er zeigte auf die Karte, drehte sie dann um und es war die Dame. Er hatte gewonnen.

Schon wollte er nach seinem Nugget greifen, doch der Spieler packte ihn am Handgelenk. „Warte. Nicht so schnell. Du wirst mir doch die Chance geben, mein Eigentum zurück zu bekommen und meine Ruf wieder her zu stellen, oder?“ Dabei drückte er fest zu. Felix tat, als hätte er Angst und nickte, obwohl er damit gerechnet hatte. „Dann setz dich! Wir spielen weiter!“ Er setzte sich. Ein Kreis bildete sich um sie herum und es begann. Runde um Runde gewann er durch die Hilfe der Echse und sein gegenüber schien immer wütender zu werden. „Das kann doch nicht sein. Du verdammter Bengel. So ein unverschämtes Glück hat doch niemand. Ein letztes Spiel: alles oder nichts. Bist du dabei?“ „Alles oder nichts? Wirklich alles?“ „Ja, verdammt. Ich setze alles gegen alles, was du bisher gewonnen hast.“ „Gut. Also alle deine Kleider, deinen tierischen Freund da und alles, was du sonst noch bei dir trägst?“ „Ja, alles. Und du machst es genauso, verstanden?“ „Gut. Lass uns anfangen.“

Wieder wurden die Karten gemischt. Schneller und schneller bewegten sich die Hände des Spielers, so dass einigen schon vom zu sehen schwindelig wurde. Dann lagen mit einer plötzlichen Bewegung alle drei Karten in einer akkuraten Reihe auf dem Tisch. Ihre Rücken sahen genau gleich aus. Keine Knicke, keine Risse. Nichts. Alle um sie herum hielten den Atem an. Die Musiker hatten aufgehört zu spielen und eine dröhnende Stille stülpte sich wie eine Glocke über die beiden. Niemand rührte sich. Ein paar Sekunden vergingen, da hörte Felix plötzlich in seinem Kopf: „In seinem rechten Ärmel. Er hat sie in seinem rechten Ärmel.“ Mit einem selbstgefälligen Grinsen beugte sich der Betrüger vor: „Na, du Glückspilz. Wo ist die Dame? Jetzt werden wir ja sehen, wer hier der bessere ist.“ Langsam lehnte er sich zurück, während seine Hände rechts und links auf dem Tisch lagen. Felix schob seinen bisherigen Gewinn scheinbar ziellos auf dem Tisch hin und her, bis er vor der rechten Hand liegen blieb. „Na, bist du dir nicht sicher?“ Setz endlich!“ „Hab ich schon!“ rief Felix, schnellte vor, packte seinen Gegenüber am Handgelenk, riss es hoch und zog für alle sichtbar die dort verborgene Karte aus dem Ärmel. Er zeigte sie allen und ließ sie dann auf den Tisch fallen, wo sie mit der Bildseite nach oben liegen blieb.

„Betrüger. So hast du bestimmt schon den ganzen Abend die Leute hier und auch anderswo ausgenommen.“ Er wandte sich an die Umstehende Menge: „Nehmt euch zurück, was er euch abgenommen hat. Mir gehört es nicht. Wenn allerdings der eine oder andere von euch was für unsere“, damit zeigte er auf seinen Bruder, seinen Vater und sich, „Weiterreise etwas dazugeben will, würde ich mich sehr freuen.“ Noch während er sprach, sprang plötzlich der Verlierer auf und riss ein kurzes Messer aus einer Scheide an seinem Gürtel heraus: „Du dreckiger, kleiner...“ Doch weiter kam er nicht. Mehrere der Betrogenen packten ihn, drehten ihn über Kopf und schüttelten ihn wie einen Obstbaum. Münzen, ein weiteres Messer, Spielkarten und andere Dinge prasselten auf den Boden. Chippolino hechtete nach vorn und barg die kleine Echse in seinen Armen, bevor sie in der wilden Menge erdrückt wurde. Bald lichtete sich das Knäuel und der Betrüger saß nur noch in langen Unterhosen gekleidet auf dem Boden und stierte wild um sich. Dann traten ein Fischer vor, groß und wie ein Kleiderschrank gebaut, packte ihn und rief: „Jetzt wird der Dreck erst Mal rausgebracht. Ich sperre dich in eine der Fischerhütten. Über den Winter wirst du dann deine Schuld hier abarbeiten, bevor wir dich dann verjagen. Und wag es danach nie wieder einen Fuß in unseren Ort zu setzen sonst ziehen wir dir das Fell über die Ohren.“ Lautes Johlen begleitete seinen Ausspruch und er stapfte hinaus.

Viele Männer kamen nun zu Felix und gaben ihm Geld. Einige traten ihm sogar fast alles ab, was sie ursprünglich an den Falschspieler verloren hatten. Schließlich lichtete sich der Kreis um sie und er wollte Leifs Vater die beiden Silberstücke zurückgeben, die dieser gegeben hatte, doch er winkte ab und sagte nur: „Behalt es ruhig. Durch dich meiner Familie viel Glück beschert worden und daher gebe ich es gern.“ „Nun, ich weiß zwar nicht, wie viel diese Silberstücke hier wert sind, aber dann gib diese bitte Leif. Eine junge Familie mit zwei kleinen Kindern kann bestimmt jede Hilfe gut gebrauchen. Grüß ihn bitte von uns.“ Der alte Fischer nickte anerkennend und Felix machte sich mit seinem Vater und seinem Bruder auf den Weg.

Sie gingen zügig dahin und hatten bereits nach knapp zwei Stunden den Strand erreicht, an dem sie beim letzten Mal mit ihrem Vater gelandet waren. Während des Marsches dorthin saß die kleine Echse die ganze Zeit auf Chippolinos Schulter, doch nun flatterte sie plötzlich in die Luft und sein Bruder und er hörten: „Ich danke euch für meine Freiheit. Bevor wir auseinander gehen, noch eins: ich bin ein Trips, ein Baumdrache und lebe in den äußeren Ringen von Snefyldt. Falls ihr mal Hilfe braucht, findet ihr mich dort. Fragt nach Eniravko.“ Dann flatterte er noch einmal im Bogen um sie herum und verschwand in der Nacht. Nachdem er nicht mehr zu sehen war, wandte sich auch Cornelius an seine Söhne: „Ich werde mich ebenfalls auf den Weg machen. Ich werde schon erwartet.“ Er deutete auf das mondbeschienene Meer hinaus und aus den silbern schimmernden Fluten, einige hundert Meter vom Ufer entfernt, erhob sich der gewaltige Kopf einer riesigen Schlange weit aus dem Wasser. „Wir sehen uns zur Sommersonnenwende beim Volk der Winde.“ Mit diesen Worten stieg er ins Wasser, watete hinaus, bis es ihm bis zum Bauch reichte und tauchte dann unter und war verschwunden.

2. Kapitel

- Die Wikinger -

Sie waren bereits einige Stunden unterwegs, seit sie sich am Strand von ihrem Vater verabschiedet hatten. Felix gab auf Melis das Tempo vor. Da sie ein normales Pferd war, richteten sie sich nach ihr. Zum Glück war sie im gleichmäßigen Trapschritt sehr ausdauernd. Ein warmer, aber scharfer Wind wehte ihnen entgegen. Zu ihrem Glück schien es in dem Abschnitt, in dem sie gerade unterwegs waren, zuvor geregnet zu haben, so dass die Sandkörner nass und schwer waren und nicht aufgewirbelt wurden.

Je höher die Sonnen stiegen, desto trockener wurde der Boden. Der Wind wurde weniger und die ans Ufer rollenden Wellen kleiner, bis sie, als sie eine seichte Lagune erreichten, komplett verschwanden. Die Wasserfläche war glatt wie ein blauer Spiegel, in dem viele hölzerne Segler verschiedenster Bauarten auf Sandbänken lagen. Der steil abfallende Meeresboden und die starken Stürme auf dem Meer vor der Lagune erzeugten bei Flut so starke Strudel und Strömungen, dass viele Schiffe hier aufliefen und dann bei Ebbe festsäßen. Am Strand deuteten viele alte Feuerstellen und grob gezimmerte, windschiefe Hütten, die nur aus einem Schilfdach auf vier Holzpfehlern bestanden auf die Orte hin, wo die Gestrandeten, wenn sie das Land erreichten, sich erst Mal sammelten. Überall lagen, halb im Sand versunken, offene Truhen, alte Schrankkoffer und andere Behältnisse herum. Anscheinend haben die hier Gelandeten alles, was sie aus dem Wasser bergen konnten, zu Bündeln geschnürt und waren dann weitergezogen. Ein ausgetretener Pfad führte ins Landesinnere.

Diesem folgten die beiden Brüder. Der Weg führte in hügeliges Gelände hinein, auf dem, zwischen dem felsigen Gestein hier und da mal ein Baum wuchs. Am Boden gab es sonst jedoch weder Gras noch Büsche, so dass die kleinen, weißen, blattlosen Birken, als die sie diese durch die Stammfärbung nun erkannten, fast wie die Arme von geistern wirkten. Je weiter sie vordrangen, desto mehr Bäume kamen hinzu, bis sie durch einen dichten Laubwald ritten. Hier mischten sich nun auch braunstämmige Arten hinzu. Neben wilden Truthähnen sahen sie auch Hasen und besonders viele Wildschweine, die ihren Weg kreuzten. Der Boden war nur mit wadenhohen Gräsern bewachsen, so dass sie sehr tief in den Wald links und rechts des Weges hineinschauen konnten. Auch dort gab es am Rand des Pfades hier und da ein paar alte Lagerstätten, in denen die Wildschweine nach Essensresten wühlten.

Hinter einem Hügelkamm tauchte eine, mit Holzpfehlern als Mauer gesicherte, kleine Stadt auf. Um sie herum schallten die Geräusche von Äxten, Piken, berstendem Holz und brechendem Stein zu ihnen und im Schattenspiel unter den Bäumen sahen sie Menschen, die Bäume fällten, im Wald verstreute Felsbrocken zerkleinerten oder auf der Jagd waren. Bald ritten sie durch das breite Tor in dem Palisadentor, das durch zwei blaue Banner flankiert war, in die Stadt hinein. Im Innern war der Weg mit ungleichmäßigen Steinen gepflastert. Die Häuser waren aus dem gleichen Material gebaut. Sie hatten oft eine kleine Veranda, über die man in die einzige Etage der Häuser gelangen konnte. Fast alle hatten einfache Holzdächer. Über eine kleine, gebogene Brücke kamen sie in den Ortskern, wo sich die Straße zu einer Art Platz verbeiterte. An ihren Rändern standen verschiedene, hölzerne Buden verschiedener Gewerke wie Schmiede, Weber und Näher, Tischler und Waffenmeister. Auf den zweiten Blick sahen sie, dass in diesen Buden nur die Werkzeuge vorhanden waren und die Einwohner anscheinend alles, was sie vorher im Wald oder in den Felsen der Umgebung abgebaut hatten, selbst verarbeiteten. Es gab sogar eine längliche Blockhütte, in der mehrere steinerne Kochstellen untergebracht waren.

Eine breite Treppe führte in einen höheren Bereich der kleinen Stadt. Auch hier herrschte geschäftiges Treiben. Verschiedene Sänger und Musikanten präsentierten ihre Kunst. Händler mit Bauchläden drängelten sich an ihnen vorbei. Das seltsamste aber war, dass die Bewohner aus den verschiedensten Gegenden zu kommen schienen. Da waren Jäger in lederner, grünlich brauner Kleidung, Frauen, die eine amazonenartige Rüstung und scharf geschliffene Speere trugen. Wieder andere hatten Rüstungen und Helme an, die eindeutig dem asiatischen Kontinent zugehörten. Mittelalterlich gekleidete Soldaten, indianische Krieger, Samurais, Piraten und Wegelagerer gingen hier einher. Überhaupt

schiene die Menschen hier alle eine Art von Kämpfern zu sein, die hier ihre Vorräte auffüllten, oder sich neue Ausrüstungsgegenstände anfertigten.

Am oberen Absatz der Treppe, die sie gerade hinaufgestiegen waren, stand ein großes Bürgerhaus, dessen Flügeltüren weit offen standen. Sie blickten hinein und sahen auch hier verschiedene Krieger, die über einer großen Landkarte gebeugt waren und miteinander diskutierten. Neben dem Gebäude war ein großes Brett befestigt, an dem mehrere Aufrufe hingen. „Jäger gesucht“, „Expedition in die Grabstätte der Ahnen – wer wagt es?“, „Fischer gesucht“ und vieles andere war dort angeschlagen. Während sie lasen, kamen ein paar Wikinger hinzu, überflogen kurz die Zettel aus gelbstichigem Pergament und rissen dann den mit der Expedition ab und gingen in das Haus hinein.

Die beiden Brüder einigten sich darauf, rasch weiterzuziehen. Diese Stadt und ihre Bewohner rochen förmlich nach Ärger und sie wollten nicht unnötig in etwas hineingezogen werden. So ritten sie weiter die Straße entlang und hatten bald ein weiteres Tor erreicht. Hier wurde der Weg wieder sandig und führte sie nach kurzer Zeit in die bewaldeten Hügel hinein. Auch auf dieser Seite der Stadt waren viele Holzhacker unterwegs.

Als der Weg nach einiger Zeit schmaler wurde und in Windungen zwischen den Bäumen zu verlaufen begann, scheuten Melis und Blacky plötzlich. „Was ist los?“, fragte Chippolino beunruhigt. „Wölfe. Sehr viele Wölfe. Sie schleichen schon länger um uns herum.“ Dabei nickte er mit dem Kopf nach links und für einen Moment sahen sie zwei große, dunkle Schatten, die zwischen den Bäumen verschwanden. Felix, der Blackys Worte ebenfalls in seinem Kopf vernommen hatte, versuchte sie anzusprechen, doch es kam keine Antwort. So nahm er seinen Bogen von der Schulter, den er vom Volk der Winde geschenkt bekommen hatte und legte einen Pfeil auf die Sehne. Im Schritt ritten sie weiter. Ein schnelleres Vorankommen war durch die dichten stehenden Bäume und die vielen Wegbiegungen auch nicht möglich.

Plötzlich hörten sie ein Knacken rechts hinter sich. Felix drehte sich, soweit es ging, herum und sah ein großes, graues Tier mit einem gewaltigen Satz auf sich zu springen. Rasch schoss er einen Pfeil ab und traf seinen Angreifer mitten im Sprung, worauf dieser Tod zu Boden fiel. „Blacky! Vor dir!“ hörte er plötzlich die panische Stimme seiner Stute in seinem Kopf. Rasch blickte er nach vorn und sah, wie Chippolinos Pferd auf die Hinterbeine stieg, während zwei weitere Wölfe auf sie zusprangen. Einen erwischte das schwarze Pferd mit den Vorderhufen am Kopf, wodurch dieser benommen und jaulend wegrannte und im nächsten Augenblick hatte Felix mit einem weiteren Pfeil den dritten Wolf erlegt. Das hüfthohe Gras rund um sie herum schien nun in Bewegung zu kommen, doch das Rudel griff nicht an, sondern rannte an ihnen vorbei in den Wald hinein.

„Wir sind ihnen als Beute wohl doch zu stark. Zum Glück.“, lachte Chippolino erleichtert auf, während er seinem vierbeinigen Freund den Hals tätschelte. Auch Felix zitterte noch leicht, strich aber zugleich Melis beruhigend über den Hals, die immer noch nervös auf und ab tippelte. Vorsichtig und besonders Aufmerksam auf Geräusche um sie herum lauschend, ritten sie weiter und als die Sonnen ein paar Stunden später langsam untergingen, lichtete sich der Wald etwas. Auf einer Lichtung stand ein großes, uraltes Gasthaus. Die Wände waren mit wildem Wein und Efeu überwuchert, das hölzerne Dach über dem dreistöckigen Bau war mit Moos bewachsen und schien sich an die gewaltige Eiche, die auf dessen linker Seite stand, geradezu anzulehnen, so schief sah es aus. Trübes Licht leuchtete aus den Fenstern heraus. Hinter dem Haus konnte man so gerade noch die äußerste Ecke eines Stalls sehen. Sie ritten darauf zu, öffneten die breite Holztür und stellten die beiden Pferde in eine große, leere Kammer. Chippolino hatte einen Eimer gefunden, mit dem er zu einem Brunnen ging, der zwischen dem Haus und dem Stall stand, während Felix aus mehreren, gestapelten Grasballen mehrere Hände voll herausgriff und in eine Futterkrippe legte. In weiteren Boxen standen bereits andere Reittiere: Pferde, ein silbern glänzender Bär, der mit einer dicken Kette an einem Ring an der Wand angekettet war und noch andere, in dem halbdunkel des unbeleuchteten Stalls etwas unförmig aussehende Tiere. Chippolino stellte den gefüllten Eimer Wasser zu ihren Reittieren, sie nahmen sich dann jeder einen Batzen Stroh und wischten damit die schweißnassen Flanken ihrer Reittiere trocken. Danach strichen sie ihnen zum Abschied noch mal über die Nasen, schlossen die Türen zum Stall und gingen um das Haus herum zum Eingang.

„Zum Waldgeist“ stand auf einem blechernen Schild. Unter diesem Schriftzug war eine gruselige Figur gezeichnet, die sich auf mehrere Bäume zu stützen schien. Auch die Tür war mit mehreren

Schnitzereien verziert, die alle schaurigen Fratzen und Gespenster darstellten. „Sehr einladend.“, bemerkte Felix mit sarkastischem Unterton, doch sein Bruder zuckte nur mit den Schultern und meinte trocken: „Solange die Wirtsleute keine Geister sind und wir hier was zu essen und einen Platz zum Schlafen bekommen, ist mir das egal.“ Sie traten ein. Die Tür führte direkt in den Gastraum. Einige Tische mit Holzbänken standen ohne eine erkennbare Anordnung im Raum verteilt und eine lange Holzbank zog sich an zwei der vier, den Raum umschließenden Wänden entlang, vor der mehrere lange Tische standen.

Sie gingen zu einem kleinen, separaten Tresen, der direkt neben der Tür stand. Hinter ihm stand eine kleine, ältere Frau in einfacher Tracht. Misstrauisch beäugte sie die beiden und fragte, noch ehe sie etwas sagen konnten: „Wer seid ihr? Woher kommt ihr? Seid ihr allein unterwegs?“ Etwas überrascht über diese Fragenflut brauchten sie einen Moment, um zu antworten, doch dann erwiderte Felix: „Das ist mein Bruder Philipp, genannt Chippolino und ich bin Felix. Wir sind auf der Durchreise und suchen ein Unterkommen für eine Nacht. Wir haben gerade unsere Pferde in euren Stall gestellt und würden jetzt gern etwas essen und dann, wie schon gesagt, hier übernachten.“

Diese Auskunft schien der Fragenden zu reichen. Sie nickte und meinte: „Wenn ihr Geld habt, könnt ihr bleiben. Es kostet fünf Silberstücke für jeden.“ Felix zog ihren Geldbeutel aus der Tasche und zählte ihr 15 Silberstücke auf den Tresen. Dazu sagte er: „Wenn das so reicht, würden wir gerne morgen auch etwas Proviant für unseren weiteren Weg mitnehmen.“ Zunächst schien die Frau nicht zuzuhören. Sie hatte eine kleine Waage hervorgeholt und wog die für sie fremden Münzen ab. Nachdem sie mit mehreren Gewichten hantiert hatte, schob sie die Münzen in ihren Kitteltasche, stellte die Waage wieder weg und murmelte: „Kommt mit.“ Sie schlurfte hinüber zu einer breiten Theke. Diese bestand aus acht hüfthohen Weinfässern, über die ein breites Brett mit Eisenklammern an den Fassrändern befestigt war. Etwa einen Meter darüber hin noch eine Holzplanke mit fast gleichen Ausmaßen, deren Ketten, die es über dem provisorisch anmutenden Tresen in der Luft hielten, mit mehreren Öfen an der Decke eingehakt waren. Aus ihm schauten nach hinten gebogene Metallstäbe wie Äste heraus, an denen dutzende Humpen hingen.

„Was wollt ihr trinken?“ Nach längerem hin und her, da sie ihnen nur verschiedene Weine, Schwarzbier und selbstgebrannte Schnäpse anbot, entschieden sich die Brüder für den leichtesten Wein, den sie hatte und einen Krug Wasser, mit dem sie selbigen strecken wollten. Dem Gesicht der Wirtin nach empfand sie dies wohl fast als eine Sünde, aber sie stellte ihnen das gewünschte hin und sagte: „Setzt euch irgendwo hin. Essen dauert noch. Die Jäger haben die Truthähne und die beiden Wildschweine erst vor kurzem gebracht. Sie sind noch nicht fertig.“ Die Brüder versicherten, dass das kein Problem sei, bestellten eine Platte mit verschiedenen Fleischsorten und suchten sich einen Tisch. Felix steuerte dabei einen an, der so weit wie möglich von der Eingangstür und dem Ausschank entfernt war. Dabei fiel ihnen erst auf, wie groß der Gastraum war. Gut 50 Schritte benötigten sie, um ihn komplett zu durchqueren. Er schien fast die gesamte untere Etage auszufüllen. Sie saßen nun vor einem Eckfenster, durch das sie einen Teil des Weges sehen konnten, der vor der Wirtschaft vorbeiführte und von diesem Platz aus hatten sie auch immer im Blick, wer hereinkam.

Während sie dort saßen, war vor ihrer Unterkunft auf der Straße nicht allzu viel los. Einzelne Fuhrwerke kamen vorüber und ab und zu bog einer auf das Gelände des Gasthauses ab. Felix konnte, wenn er sich etwas weiter zurücklehnte, sehen, was für Menschen dann ihre Gespanne verließen, und erzählte seinem Bruder, was und wen er gesehen hatte. In der nächsten Stunde kamen nach und nach weitere Gäste herein. Ein paar von ihnen erschienen durch eine Seitentür, hinter der sie eine Treppe sehen konnten, die nach oben führte. Als sie das sahen, kam Chippolino eine Idee. Er ging kurz zur Wirtin und fragte, welches Zimmer denn das ihre war und ob ihr ihre Sachen schon hinaufbringen könnte. Sie nickte, erklärte, wo oben ihr Raum war, und so brachte er dann ihre Kleiderbündel eine steile Stiege hinauf, wobei er feststellte, dass das Zimmer eher eine Kammer war. Die Betten waren einfache Holzrahmen, in die Strohbündel gestopft waren und über die jeweils ein großes Fell als Decke und ein kleineres, zusammengerolltes als Kissen lagen. Auf einem kleinen Regalbrett an der Wand stand ein Krug mit Wasser, daneben eine Holzschale und ein dreckiger Lappen, der wohl ein Handtuch darstellen sollte. Außerdem stand da noch ein einfacher Leuchter mit einer Kerze drin. Diesen nahm er mit, als er wieder nach unten ging.

Dort war es deutlich voller geworden. Sie sprachen nicht viel, sondern beobachteten lieber die einkehrenden Gäste. Gesprächsfetzen verschiedener Sprachen klangen zu ihnen herüber. Auch hier waren die Besucher genauso bunt durcheinander gewürfelt, wie die vielen Krieger, die sie vorhin in der Stadt gesehen hatten, die sie durchquert hatten. Dann kam das Essen. Ein junger, schlaksiger Mann in einer schmierigen Hose und dreckigem Hemd schlurfte zu ihrem Tisch und stellte eine große Holzplatte ab, auf der mehrere Stücke Wild- und Truthahnfleisch, ein Brot, das an ein Fladenbrot erinnerte und Waldbeeren lagen. In ihrer Mitte stand ein Humpen, in dem eine Soße dampfte. Besteck gab es keins, aber das störte sie nicht.

Sie griffen sich nach und nach die verschiedenen Fleischstücke, rissen das Brot in mehrere Teile, tunkten beides in die Soße und genossen ihr Essen. So seltsam, einfach und leicht schäbig die Wirtsleute auch wirkten, kochen konnten sie. Es schmeckte ihnen hervorragend und die Waldbeeren zum Schluss hatten genau die richtige Mischung an Süße und Säure. Auch an den übrigen Tischen schien das Essen gut anzukommen, denn es war viel leiser geworden. Die Gespräche waren fast verstummt und nur noch ein behagliches Schmatzen war hier und da zu hören, was gelegentlich von einem kräftigen Rülpsen unterstrichen wurde.

Da flog die Tür zum Gastraum noch mal auf und fünf hünenhafte Wikinger traten ein. Ohne ein Wort zu sagen stapften sie auf einen leeren Tisch zu und ließen sich auf die Stühle fallen. Da es nur vier waren, drehte sich einer kurzerhand um, schupste einen anderen Mann, der an einem Nebentisch saß, von dessen Stuhl und zog diesen zu sich heran. Für einen Moment schien dieser aufbegehren zu wollen, doch mit einem zweiten Blick über die muskulöse Statur und die gewaltige Axt an dessen Gürtel, ließ er es sein und ging rasch ein paar Schritte weg. Der Wikinger verfolgte dessen Flucht mit den Augen noch einen Moment, bevor er sich zu seinen Kameraden setzte. Die Wirtin rief nun hektisch Anweisungen durch eine Durchreiche in die Küche, während sie schon die größten Humpen, die sie hatte, mit Bier füllte. Zusätzlich füllte sie auch noch einen Krug mit Wein, stellte alles auf ein großes Tablett, packte dann noch, nachdem sie es hochgehoben hatte, mit der freien Hand zwei Flaschen von ihrem selbstgebrannten und ging zu den Nordmännern an den Tisch. Mit jedem Schritt wurde sie bleicher, stellte zitternd alle Sachen ab, als sie sie erreicht hatte, und zog sich rasch zurück. Die Wikinger prosteten sich zu und begannen lautstark miteinander zu reden, so dass auch die restlichen Gäste im Raum ihr Essen wieder aufnahmen, jedoch immer mit einem verstohlenen Seitenblick auf die eingetroffenen Krieger. Diese wurden bald mit einer Holzplatte versorgt, auf der das Fleisch zu einem Berg aufgestapelt war. Mindestens fünf große Stücke für jeden. Es war so schwer, dass der Kellner es mit beiden Händen tragen musste. Unter seine Arme hatte er noch vier Brote geklemmt. Mit zufriedenen Grunzen kommentierten die Wikinger die Mahlzeit und begannen zu essen.

Nach und nach entspannte sich die Stimmung im Schankraum wieder. Gespräche setzten wieder ein und Getränkebestellungen schallten durch den Raum. Chippolino beugte sich etwas vor und flüsterte: „Hast du schon mal gesehen, dass Leute so viel Angst vor jemandem haben? Das müssen sehr mächtige Krieger sein.“ „Naja, die Wikinger galten auch in unserer Welt zu ihrer Zeit als die stärksten und gefährlichsten von allen. Es gibt sogar die Legende, dass sie das einzige Volk sind, das keine Angst kennt. Und damit meine ich nicht, dass sie ihre Ängste beherrschen können durch Tapferkeit und Mut, so wie es bei den Indianern zum Beispiel ist, sondern dass sie wirklich nichts fürchten und deshalb keine Angst kennen. Deswegen waren sie auch so gefürchtet. Egal wie viele Feinde vor ihnen standen oder welche Prüfungen das Meer auf ihren Raubzügen für sie bereithielt: sie wichen nie zurück, sondern gingen mitten hinein.“ „Naja. Wenn ich so groß wäre und solche Waffen mit mir tragen würde, hätte ich auch vor nichts Angst.“ Sein Bruder nickte und sie tranken noch einen Schluck des leichten Weins. Dabei beobachteten sie weiter die Gäste.

Draußen war mittlerweile die Nacht hereingebrochen. Viele um sie herum hatten schon stärker dem Alkohol zugesprochen und die Wikinger begannen lautstark, ihre Fertigkeiten mit ihren Waffen zu zeigen. Dafür schleuderten sie ihre großen Äxte auf eine bereits ausgebleichte, alte Zielscheibe an der Wand neben dem Eingang. In ihr zeugten unzählige kleine und größere Löcher von vielen Jahren der Nutzung. Krachend schlugen immer wieder die Äxte der Nordmänner in ihr Holz ein, welches diese Attacken überraschend gut verkraftete. Dabei prosteten sie sich laut grölend bei jedem Treffer zu. Doch trotz des bereits reichlich geflossenen Bieres und der vierten Flasche selbstgebrannten, waren sie

noch sehr zielsicher. Keine einzige, geworfene Waffe landete neben dem Ziel. Während die beiden das Treiben verfolgten, meinte Chippolino plötzlich: „Wir sollten vielleicht mal schauen, dass wir in einer der nächsten Ortschaften uns noch irgendetwas besorgen, mit dem wir uns im Zweikampf verteidigen können. Du hast zwar den Bogen von Sopartrax, aber wenn unsere Gegner weniger als ein paar Meter entfernt sind, hilft uns das auch nicht wirklich. Ich mag zwar keine Waffen, aber wer weiß, was uns hier passieren kann.“ „Da hast du nicht Unrecht. Wir werden schon was finden.“

In diesem Moment drang erneut lautes Gegröle zu ihnen herüber. Die Wikinger hatte ein paar andere Krieger, die eher aus südlichen Gefilden zu kommen schienen, zu einem Zielschießen herausgefordert und diese haushoch besiegt. Prahlerisch riefen sie: „Das soll uns mal einer nachmachen. Seht her!“ Vier von ihnen hoben gleichzeitig ihre Äxte und schleuderten sie. Mit lautem Krachen schlugen sie so dicht nebeneinander in das Holz ein, so dass zwischen ihnen ein kaum Handteller großer Fleck frei blieb. Als letzter hob der fünfte von ihnen die Hand. Zwischen seinen Fingerspitzen hielt er ein Messer, dessen griff in einem geschnitzten Totenkopf als Knauf endete. Mit einer schnellen Bewegung warf er es und es blieb vibrierend genau in der Mitte zwischen den Äxten seiner Kameraden stecken. Die anderen Gäste verstummten und schauten ehrfürchtig auf die Zielscheibe. Da schlugen sich die Wikinger auf die Schenkel und brachen in ein rohes Gelächter aus. „Da starren sie alle wie Schießbudenfiguren. Seid stolz. Ihr habt gerade den besten Schützen der Welt bei der Arbeit sehen können. Niemand trifft so genau wie ich. Jeder, der was anderes behauptet, ist ein Lügner, der...“

In diesem Moment zerschnitt ein kurzes Pfeifen die Luft und in der nächsten Sekunde steckte ein dünner Pfeil mitten auf dem Knauf des Messers. Verblüfft trat der Krieger, der es geworfen hatte, vor, schaute den steckenden Pfeil genau an und wandte sich dann mit fast wütendem Blick um: „Wer hat den geschossen? Wer war das?“ Schnell hatten seine Augen Felix gefunden, der gut 20 Meter von ihm entfernt auf der gegenüberliegenden Seite des Gastraumes stand, wobei er sich so lässig wie möglich auf seinen Bogen stützte. Er musterte ihn und der verdrossene Blick wich zunächst leichter Verwunderung, bevor sich ein breites Grinsen auf dem wettergegerbten Gesicht ausbreitete. Mit großen Schritten stapfte er auf die beiden Brüder zu und streckte Felix seine große Hand entgegen, als er sie erreichte. „Du bist wahrlich kein Lügner. Du bist ein Meister. Meinen Respekt. Wie heißt du?“ „Mein Name ist Felix und das ist mein Bruder Philipp, der Chippolino genannt wird.“ „Felix und Chippolino? Seid ihr etwa die Weltenwanderer, die sich vor ein paar Jahren dem schwarzen Magier entgegengestellt haben?“ „Ja. Die sind wir. Allerdings.“ „Dann hatte Erik vorhin doch recht, als er sagte, dass das Pferd im Stall dort drüben Blacky ist.“ Da trat Chippolino vor und nickte: „Ja. Er ist es. Aber woher kennt ihr seinen Namen?“ „In unserer Heimat ist der wichtigste Verbündete Odins ein Pferd mit dem Namen Sleipnir. Es ist das schnellste Pferd der Welt. Es kann fliegen und zwischen den neun Welten von Yggdrasil reisen. Und da dein treuer Begleiter diese Fähigkeiten ebenfalls besitzt, wird sein Anteil an eurem Sieg über Rahourkoon genauso hochgeschätzt, wie der eure. Daher kennt jeder bei uns auch seinen Namen.“

Noch während er sprach, hatte er sich an ihren Tisch gesetzt. Nachdem auch er sich gesetzt hatte, beugte er sich verschwörerisch vor und murmelte: „Hört mal zu, Jungs. Wir könnten zwei Kerle wie euch gut gebrauchen. Wir haben eine Mission angenommen, bei der wir etwas Wertvolles aus einem Grab holen sollen. Was Stärke und Kampfkraft betrifft, sind wir unüberwindbar, aber ich hab da was raunen gehört, das es in dem Grab nicht nur mit rechten Dingen zu geht und ihr habt doch Erfahrung mit so was, oder?“ „Das schon, aber eigentlich wollten wir morgen direkt weiter. Wir wollen nach...“ „Keine Sorge. Es dauert nicht lange. Die Ausgrabungsstätte, in der sich diese Grabanlage befindet, ist nur zwei Wegstunden von hier entfernt. Und so viel sie uns gesagt haben, ist das Ganze eine Sache von ein paar Stunden. Und alles, was wir finden, wird gerecht geteilt. Versprochen. Na, was ist. Seid ihr dabei?“ „Interessant klingt das schon, aber wir haben bis auf den Bogen keine Waffen.“ Da schlug der Krieger mit der flachen Hand auf den Tisch, dass ihre Krüge tanzten. „Da macht euch mal keine Sorgen.“, dröhnte er. „Wir sind ja da. Wir machen alles platt, was euch und uns gefährlich werden könnte und wenn es eng oder kompliziert wird, seid ihr an der Reihe. In Ordnung?“

„Gut. Aber nur unter einer Bedingung.“ „Und die wäre?“ „Wenn wir es da auch gut wieder rausschaffen und eure Mission erfolgreich ist, dann teilen wir nicht nur fair, sondern wir bekommen auch dein Messer. Wie mein Bruder gerade sagte, haben wir nur den Bogen bei uns und ohne weitere Waffen könnte es sehr unangenehm auf unserer weiteren Reise für uns werden.“ „Gut. Wenn ihr uns

gut rein und wieder rausbringt, dann bekommt jeder von euch eines unserer Messer.“ Er streckte die Hand aus und sie schlugen nacheinander ein. „Gut. Wir brechen morgen bei Sonnenaufgang auf.“ Wenig später gingen die Brüder nach oben in ihre Kammer und legten sich zur Ruhe. Es dauerte eine Weile, bis sie sich wirklich ausruhen konnten. Die Wände waren nicht sehr dick und immer wieder hörten sie die polternden Schritte der anderen Gäste auf der Treppe, dem Flur vor und über sich und wenn diese die Türen zu ihren Kammern zuschlugen. Doch langsam kehrte Ruhe ein.

Am nächsten Morgen wachten sie beide sehr früh auf, da sie auf dem Flur polternden Schritte hörten. Dass sie von den Wikingern stammten, war leicht zu merken, da diese sich in ihrem nordischen Dialekt unterhielten, während sie die Treppe am Ende des Flures hinunter stapften. „Brr.“ Chippolino schnaubte und schüttelte sich, während er sich wusch. Das Wasser in dem Krug war eiskalt. Sein Bruder lachte und stichelte: „Du bist ganz schon verweichlicht, seit du in unserer Welt lebst, was?“ Zur Antwort bekam er einen Schwung Wasser ins Gesicht und prustete nun ebenfalls. Beide lachten, rieben sich mit den Fellen, die sie als Decken hatten, trocken, schnappten sich ihre Bündel und machten sich ebenfalls auf den Weg ins Erdgeschoss. Wenige Minuten später hatten sie ihre Pferde aus dem Stall geholt, ihnen die Decken übergeworfen, die sie statt Sätteln benutzten und saßen auf. Um sie herum war es noch sehr ruhig. Die ersten Sonnenstrahlen färbten die Spitzen der umstehenden Bäume leicht golden. Ihre vorübergehenden Wegbegleiter, die fünf Wikinger, waren zu Fuß unterwegs und hatten lediglich zwei Esel als Lastenträger dabei. Der Frühnebel hing noch kniehoch zwischen den Bäumen, als sie bereits nach wenigen Metern vom Weg abbogen und quer durch den langsam dichter werdenden Wald gingen. Die beiden Brüder froren etwas, obwohl sie zusätzlich zu ihrer Kleidung sich je eine Decke, die sie aus dem Gasthaus mitgenommen hatten, um die Schultern gehängt hatten. Aber da es auch in ihrer Kammer neben der fehlenden Wärme auch feucht gewesen war, fühlten sich ihre Kleider noch leicht klamm und kalt an.

Die Krieger aus dem Norden hatten recht gehabt. Bereits nach knapp zwei Stunden sahen sie auf einer Lichtung vor sich einige schiefe Zelte, seltsam geformte Steine und eine größere Grube, aus deren Mitte sich ein mehrere Meter hoher Dolmen erhob. Alles wirkte, als wäre es in aller Eile verlassen worden. Vor einigen Unterkünften standen auf einfachen Feuerstellen noch grobe Pfannen und Töpfe. Einzelne Teller und Besteck lagen nicht weit davon entfernt und in einigen Innenräumen sahen sie auch noch Decken und vereinzelte Kleidungsstücke. „Was ist hier bloß passiert?“, fragte Felix laut, während er sich im Vorbeireiten umsah. Der Anführer der nordischen Krieger, die sie begleiteten, antwortete: „Genau wissen wir es auch nicht. In der Stadt haben sie uns nur erklärt, dass die Teilnehmer dieser Ausgrabung alle panisch davongelaufen sind und dabei etwas von Leichen, Monstern und seltsamen Kreaturen gefaselt haben. Der Leiter allerdings gilt seitdem in dem Grabhügel als verschollen.“ „Wurde er denn durchsucht? Haben sie Leute hineingeschickt?“

„Nein. Angeblich hat sich eine seltsame Macht in den Gängen ausgebreitet und es hat sich noch niemand getraut, hineinzugehen. Alle haben Angst. Deshalb waren sie auch sehr froh, als wir uns gemeldet haben.“ „Bedeutet das, wir müssen nur schauen, ob der Expeditionsleiter da drin ist oder woraus genau besteht jetzt euer Auftrag?“ „Im groben ja. Wir sollen bis in die Grabkammer vordringen, schauen, ob wir Spuren des Leiters finden und, wenn möglich, dem Spuk ein Ende bereiten. Alles, was wir finden, dürfen wir behalten.“ „Gibt es irgendeine Karte oder ähnliches, wie wir zu der Kammer kommen?“ „Nein. Der Zugang liegt am Fuß des Hügels da vorn und wir haben nur erfahren, dass es mehrere Vorräume geben soll. Aber wie groß die sind, wie man in sie hineinkommt und so weiter, weiß keiner.“ „Na, das kann ja heiter werden.“

Sie ritten um den freigelegten Dolmen herum auf einen langezogen, etwa 20 Meter hohen Hügel zu. An einer Seite bildeten acht Hinkelsteine, über denen drei schmale Felsplatten wie ein Dach angeordnet waren, eine Art Eingangstor. Ein unnatürliches weißes Schimmern reflektierte von einer milchig weißen Wand, die den Zugang nach hinten abschloss. Sie stiegen von ihren Pferden und versammelten sich mit den anderen direkt davor. Chippolino berührte die Oberfläche und spürte nichts. Weder warm noch kalt oder irgendetwas anderes. Seine Hand verschwand einfach, als würde er in leuchtende Luft greifen.

Sie sahen sich alle einen Moment an, dann nickte der Anführer der Wikinger und trat als erster durch die Erscheinung hindurch. Ein paar Sekunden später standen sie alle zusammen im Anfang eines Ganges. Loses Geröll lag umher. In einer Wegbiegung, in der sich der Tunnel etwas verbreiterte, lag

ein großer, blutroter Wolf auf einem Felsvorsprung. Ohne jede Bewegung blickte er ihnen entgegen, als sie langsam auf ihn zugen. Eine Aura der Stärke umgab ihn. Ein paar Schritte von ihm entfernt blieben sie stehen, ohne ihn aus den Augen zu lassen. „Was macht der hier? Wo kommt der her?“, fragte einer der Wikinger, worauf ein anderer meinte: „Vielleicht eine Art Wächter. Kommt, gehen wir weiter. Wenn er uns angreift, wird er unsere Äxte zu spüren kommen.“ Mit diesen Worten entzündeten sie in paar mitgebrachte Fackeln und gingen weiter, ohne einen weiteren Gedanken an das Tier zu verschwenden. So ganz schienen sie ihm aber nicht zu trauen, da sie ihn keine Sekunde aus den Augen ließen, als sie an ihm vorbeigingen. Als sie alle an ihm vorübergegangen waren, hörten die Brüder in ihren Köpfen eine tiefe Stimme: „Ignoranz ist eine größere Waffe, als jede Axt.“ Sie wandten sich um und sahen, dass der Wolf seinen Kopf zu ihnen gedreht hatte und sie mit gelblich glühenden Augen ansah. Chippolino sandte ihm ein stummes „Danke“, obwohl sie nicht sicher wussten, wie ihnen diese Weisheit, wenn es denn eine war, helfen sollte.

Ihre Gefährten waren bereits ein paar Meter vorausgegangen. Ihr Weg fiel steil ab. Das Grab schien zum Teil die gleichen Tunnel wie eine ehemalige Mine zu haben. Kurze Teile des Bodens waren mit Holzbohlen ausgelegt, grob gezimmerte Brücken, die teilweise eingestürzt waren, führten über verlassene Schürfstellen hinweg. Ihre Schritte halten in den unwirklich stillen Gängen wieder. Bis auf den Wolf hatten sie noch kein anderes Lebewesen gesehen. Nicht einmal Fledermäuse, Ratten oder anderes Getier, was sich sonst gern in dunklen Höhlen aufhielt. Nachdem sie eine gute Viertelstunde durch die Dunkelheit gegangen waren, kamen sie in eine Art Halle, die durch ein großes, verschlossenes, rundes Tor eine Sackgasse zu sein schien.

Die Krieger gingen rasch darauf zu und stemmten sich zunächst mit ihren Schultern dagegen und als sie dann noch nichts rührte, schlugen sie mehrfach wuchtig mit ihren Äxten darauf ein. Doch das Gestein zeigte aber keinerlei Spuren durch die Hiebe. Nur einzelne Funken flogen bei jedem Treffer in die Luft. Da ging plötzlich eine leichte Erschütterung durch den Boden und einige Meter hinter ihnen bildeten sich mehrere, große, grünliche Blasen. Ein ekliger Gestank ging von ihnen aus und als die ersten von ihnen schließlich zerplatzten, wimmelten aus jeder mehrere, große Spinnen hervor. Wie ein Mann drehten sich die Wikinger um, stellten sich der neuen Herausforderung und ihr Anführer brüllte kurz über die Schulter: „Versucht das Tor zu öffnen. Wir halten diese Viecher auf.“ Mit lautem Gebrüll drangen sie auf ihre vielbeinigen Gegner ein. Blutige, abgeschlagene Beine flogen durch die Luft, begleitet von einem Vielfachen schaurigen Quietschen, dass von dem Klacken der Greifzangen der Spinnen untermalt wurde. Die beiden Brüder wandten sich rasch wieder dem Tor zu. Auf ihm waren mehrere Dutzend, verwitterte Symbole eingeritzt, mit denen sie nichts anfangen konnten. Felix strich prüfend über sie hinweg und dabei begannen einige aufzuleuchten. Zunächst nur zwei, doch als er ein drittes berührte, erlosch der Glanz der ersten wieder. Er probierte es erneut und berührte als drittes ein anderes Symbol. Bald hatte er das dritte richtige gefunden. Da noch nichts passierte, versuchte er es weiter, wobei sein Bruder, der nun ebenfalls begriffen hatte, was er dort tat, ihm half, in dem er sich genau merkte, welche der Symbole sie in welcher Reihenfolge schon versucht hatten.

Hinter ihn tobte weiterhin ein heftiger Kampf. Unzählige weitere Spinnen drängten von allen Seiten auf sie zu, obwohl sich bereits mehrere Haufen geschlachteter Artgenossen in dem Raum verteilten. Die Wikinger schlugen unbarmherzig alles kurz und klein, was in ihre Reichweite kam, doch mussten sie dabei langsam zu den beiden Brüdern hin zurückweichen, um alle ihre Gegner davon abhalten zu können, zu dennen, die sie schützen wollten, durch zu dringen. „Beeilt euch! Es werden immer mehr!“, schrie einer von den Wikingern, während er dem nächsten, achtbeinigen Angreifer erst zwei ihrer Beine abschlug, bevor er den dicken Körper mit einem Hieb in zwei Hälften teilte. Hecktisch flogen Felix Hände erneut über den Stein, während sein Bruder ihm Hinweise zurief. Und dann endlich, als sechs Zeichen gleichzeitig aufleuchteten, schmolz das ganze Tor einfach dahin und gab einen Durchgang frei.

„Kommt. Wir können durch!“, riefen sie den Kämpfenden zu. Während diese so schnell es ging losrannten, hatte Chippolino eine Idee. Er warf eine Fackel auf einen Haufen toter Spinnen direkt vor sich und diese fingen sofort Feuer. Dies breitete sich rasch aus und bildete eine brennende Mauer, die sie vor den Spinnen schützte. Sie liefen ein ganzes Stück den geöffneten Gang hinunter, um möglichst viel Distanz zwischen sich und ihre Gegner zu bekommen. Nach mehreren Biegungen wurden sie langsamer.

Da erfasste der Schein ihrer Fackel einen schiefen Tisch, ein paar Papierrollen und eine kupferne Waage, auf der ein paar kleine Edelsteine lagen. Die Krieger griffen sogleich nach den Steinen, während Felix sich die Schriftrollen ansah und nach wenigen Augenblicken laut sagte: „Das sind Aufzeichnungen von dem verschollenen Leiter. Hier steht, er habe festgestellt, dass in der Kammer tiefer im Berg seltsame Kräfte wirken. Auch spricht er von einem Portal, das einen zurückbringt. Und hier,“, er entrollte ein anderes Papier, „steht, dass er das Gefühl hat, als würde sich sein Körper verändern. Er könne einen Stift nicht richtig halten, ohne ihn zu zerbrechen und...dann steht da nichts mehr. Nur noch seltsames Gekritzeln, was keinen Sinn ergibt.“ „Dann sollten wir gut aufpassen, das nicht auch uns was gefällt. Also beeilen wir uns, ihn zu finden. Vielleicht ist noch was zu retten.“

Rasch gingen sie weiter und standen plötzlich am Rand einer unterirdischen Schlucht. Auf der anderen Seite sahen sie einen weiteren Durchgang, doch führte keine Brücke oder ähnliches hinüber. Zu beiden Seiten von ihnen führten Treppen zu einem breiten Absatz, auf dem runde Kreise in den Boden geritzt waren. Nachdem sie sich umgesehen hatten, aber keine Gefahr ausmachen konnten, beschlossen sie, sich aufzuteilen. Felix ging mit drei von ihnen nach links. Als er am Ende der Stufen angekommen war, sahen sie sich um. Zunächst sahen sie nichts Besonderes, doch als er sich in die Mitte der eingeritzten Kreise stellte, leuchteten die Umrandungen auf und der Stein hob sich etwas. Der Lichtschein wanderte wieder die Treppe hinauf und mit kleinen Lichtblitzen schien sich etwas aus dem oberen Felsenabsatz herauszuarbeiten. Da rief er zu seinem Bruder hinüber: „Philipp. Stell dich in den Kreis. Das scheint etwas auszulösen.“ Dieser folgte auf dem Absatz, zu dem er gegangen war, dem Rat und nun sahen sie, wie sich auf der gegenüberliegenden Seite der Schlucht ebenfalls etwas tat.

Eine glänzende Masse breitete sich ganz langsam aus und wuchs über die Tiefe hinweg. Da schossen auf einmal unzählige kreischende und heulende Geister aus dem nichts hervor. Sie brüllten und hieben mit ihren langen, knöchernen Armen nach ihnen. Einige ließen Blitze umhertanzen, die auf der Haut brannten, wenn sie einen trafen. Schon machten sich die Wikinger kampfbereit, während die Brüder versuchten, den Geistern auszuweichen. Doch sobald sie die Kreise verließen, löste sich der zu wachsen begonnene Übergang in Luft auf. Und die Angriffe der Wikinger schienen die Geister nicht zu schwächen. Im Gegenteil. Ihr Heulen wuchs zu einem Trommelfell zerfetzenden Geschrei an und die Blitze wurden immer stärker. Als Chippolino dies bemerkte, fiel ihm plötzlich ein, was der Wolf gesagt hatte und brüllte: „Achtet nicht auf die Geister. Sie werden stärker, je mehr wir uns verteidigen. Ignoriert sie und stellt euch wieder in die Kreise. Tut so, als wären sie gar nicht da.“

Widerstrebend taten die Wikinger was er gesagt hatte. Sie waren es nicht gewohnt, tatenlos im Angesicht einer Gefahr zu bleiben. Es kam ihnen beinahe feige vor, nicht zu kämpfen, sondern abzuwarten. Stumm und starr stellten sie sich zu einer Gruppe zusammen und beobachteten, wie die glänzende Masse wieder aus dem Felsen herauswuchs. Währenddessen heulten und brüllten die Geister weiter um sie herum, rauschten durch sie hindurch und ließen unzählige Blitze über ihre Gegner tanzen. Doch sie wurden ganz allmählich schwächer. Ihre Körper wurden durchsichtiger, die Blitze flackerten nur noch ein paar Mal umher, ohne Unheil anzurichten und dann, als der entstandene Übergang geschlossen war, verschwanden die Spukgestalten auf einen Schlag.

Da gingen zwei Wikinger auf jedem der Absätze zur Felswand und schlugen mit ihren Äxten mehrere, große Felsbrocken heraus, die sie dann in die Kreise rollten. Sie wollten sichergehen, dass sie die Brücke nicht in Luft auflöste, wenn sie die markierten Orte verließen, die ihr Erscheinen ermöglichte. Als sie den seltsamen Übergang überquerten, spürten sie, dass der Untergrund warm und weich war, als würde man auf Watte laufen. Auch als sie auf der anderen Seite angekommen waren und zurückschauten, blieb die Brücke bestehen. Beruhigt über diesen möglichen Rückweg gingen sie weiter. Der Gang, durch den sie nun gingen, war mehrere Meter breit und hoch. Durch von der Natur geformte Säulen hatte man das Gefühl, man würde durch das Kirchenschiff einer Kathedrale gehen. Die Wände warfen das Licht ihrer Fackeln mit einem seltsamen Glanz zurück.

Nachdem sie gut 100 Schritte durch diese Felsenhalle gegangen waren, entdeckte einer der Wikinger einen Toten, der an einer der Säulen lehnte. Sein Körper wies schwerste Verletzungen auf, als wäre er zu Tode geprügelt worden. Neben ihm lag ein aufgeklapptes Notizbuch. Felix hob es vorsichtig auf und blickte auf die aufgeschlagene Seite. Er las laut vor: „Der Professor ist nicht mehr er selbst. Übergroße, deformierte Extremitäten, ein zerrütteter Geist und die Gier nach dem Schatz des Grabes

haben ihn in ein Monster verwandelt. Ich muss hier fort, bevor er mich findet. Denn sonst wird es für mich zu spät sein. Ich höre ihn kommen. Wer auch immer dies findet, wenn ich es nicht schaffe. Denk daran: Einer kann ihn nicht besiegen..." Mit leichtem Schaudern blickte er auf. Die Krieger starrten ihn mit unbewegten Mienen an. Dann sagte der Anführer: „Wir haben gesagt, dass wir bis in die Kammer gehen. Wenn er oder das, was von ihm übrig ist, dort ist, werden wir ihn zur Strecke bringen. Wir stehen zu unserem Wort. Wir gehen in die Kammer, finden den Verschollenen und bringen einen Beweis davon mit und kassieren unsere Belohnung. Also los. Weiter.“

Er schwang seine Axt auf die Schulter und stapfte vorwärts. Seine Krieger folgten ihm sofort. Auch die beiden Brüder setzten sich, nachdem sie einen kurzen Blick getauscht hatten, in Bewegung. Langsam wurde der Gang niedriger, ohne etwas von seiner Breite einzubüßen. Nach mehreren Biegungen sahen sie plötzlich vor sich einen Lichtschimmer. Vorsichtig gingen sie darauf zu und standen dann in einem Raum, in dem auf einem kleinen Hügel, der sich aus dem lehmigen Boden erhob, eine große, offene Truhe stand. Die Wände strahlten ein undefinierbares, grünliches Licht aus, welches die goldenen Münzen in der Truhe funkeln ließ. „Endlich lohnt sich die ganze Sache.“, riefen die Wikinger, doch Chippolino trat rasch vor und versuchte sie aufzuhalten. „Wartet. Das sieht wie eine Opfergabe aus. Wer weiß, was hier noch auf uns lauert.“ Wie um seine Worte zu bestätigen, brach an mehreren Stellen plötzlich die Erde auf. Mehrere Zombies zogen sich aus ihren Gräbern heraus und stakten wankend auf sie zu. Als der Erste sie erreichte, zerteilte einer der nordischen Krieger ihn quer in zwei Hälften, so dass dieser zu Boden ging. Doch sein Oberkörper robbte weiter auf sie zu. Fluchend trat er ihn beiseite, doch auch dann noch zog er sich bald wieder Arm für Arm an sie heran. „Verflucht. Was für ein Zauber ist das? Wie soll man die erledigen? Die sind ja schon Tod.“ Auch die restlichen Krieger hieben wie rasend auf die Untoten ein, doch mit demselben Ergebnis.

Da hatte Felix plötzlich einen Geistesblitz. Er erinnerte sich an etwas, was er einmal in einer Horrorgeschichte gelesen hatte und schrie: „Spaltet ihnen die Schädel. Wenn das Gehirn zerstört ist, können sie sich nicht mehr bewegen.“ Nun schafften es die Krieger recht schnell, eine Bresche an die herannahenden Wesen zu schlagen. Kopf um Kopf fiel von deren Schultern und schon ließen die Wikinger ein triumphierendes Kriegsgeheul hören. Da sah Chippolino plötzlich, wie sich direkt hinter dem Anführer ein weiterer Zombie aus dem Boden schälte. Er rief laut: „Achtung. Hinter dir.“ Dieser wirbelte herum, doch da hatte der Untote schon zu einem tödlichen Schlag ausgeholt, ohne dass sein Opfer die Chance hatte, auszuweichen. Er wollte gerade seinen Schild hochreißen, da durchschlug plötzlich ein Pfeil den Schädel des Untoten, woraufhin dieser mitten in der Bewegung erstarrte. Der angegriffene hob nun seine Axt und machte den Erstarrten dem Erdboden gleich. Danach blickte er zu Felix hinüber, der noch immer mit dem Bogen in der Hand da stand und nickte ihm dankbar zu. Währenddessen hatten seine Kameraden auch die letzten Zombies besiegt und gingen nun zur Truhe und füllten sich die Taschen. Auch die beiden Brüder steckten sich einige Münzen ein.

Während sie dies taten, hörten sie plötzlich ein lautes Brüllen aus einem niedrigen Durchgang, der links von dem kleinen Lehmhügel aus der Höhle herausführte. Sie sahen einander an und jeder wusste, was dieses Geräusch bedeutete. Ohne ein weiteres Wort packte der Anführer der Wikinger seine Axt fester, nickte seinen Gefährten zu und ging los, dicht gefolgt von den anderen. Sie gingen immer zu zweit, Schulter an Schulter durch einen kurzen Tunnel, der sie in eine andere, riesige Höhle führte. Es stank nach Schwefel und mehrere, große Feuer brannten in öligen Pfützen. In der Mitte sahen sie eine schreckliche Kreatur, die nur noch entfernt an einen Menschen erinnerte. Sie war mehrere Meter hoch, ihre Arme, die in prankenartige Hände endeten, waren überlang und riesige, klobige Füße stampften wütend auf dem Boden auf, als sie die Eindringlinge sah. Das Gesicht hatte noch vereinzelt menschliche Züge, wobei zwei gewaltige Hauer, tief eingesunkene Augen und eine breite, platte Nase es ihnen schwer machte zu glauben, dass dieses Etwas tatsächlich einmal ein Wissenschaftler gewesen war.

Doch bevor sie darüber länger nachdenken konnten, donnerte die Kreatur auch schon auf sie zu. Mit raschen Sätzen sprengten sie auseinander, um sich vor ihren langen Armen, mit denen sie wuchtige Schläge austeilte, in Sicherheit zu bringen. Einer der Nordmänner warf seine Axt, die in der rechten Schulter des Biestes stecken blieb, woraufhin es laut aufbrüllte. Es tastete nach der Waffe und zog sie schließlich ohne ein Zeichen der Schwächung heraus. Blut rann in einem breiten Band ihren Rücken herab, doch dies schien sie nur noch rasender zumachen. Wieder ging sie zum Angriff über und sehr

schnell erkannten sie, dass irgendetwas von dem analytischen Verstand des Menschen, der sie einmal gewesen war, noch da sein musste. Sie tappte nicht kopflos auf sie zu, sondern versuchte immer wieder durch plötzliche Richtungsänderungen einen ihrer Gegner zu separieren, was ihr ein paar Mal auch fast gelungen war. „Wir müssen sie alle gleichzeitig angreifen. Wir dürfen uns nicht jagen lassen!“, brüllte der Anführer der Wikinger und als hätten sie nur auf diesen Befehl gewartet, gingen sie zum Angriff über.

Während drei das Monster von vorn attackierten, umrundeten zwei ihn so schnell wie möglich und hieben mehrfach wuchtig von hinten auf die Beine ein, bis es zu Boden stürzte. Die beiden Brüder konnten nur fassungslos aus sicherer Entfernung zusehen, wie die Krieger nun mit überlegten Angriffen die am Boden liegende Kreatur nach einiger Zeit endlich besiegten. Felix hatte zwar mehrere Pfeile auf sie abgeschossen, doch schien sie diese Treffer gar nicht zu spüren. So konnten sie nur dafür sorgen, dass sie außerhalb der Reichweite des Monsters bleiben und beobachten, wie ihre Gefährten ein ums andere Mal von dessen wuchtigen Schlägen von den Beinen gefegt wurden, bevor sie ihr dann endlich mit einem tödlichen Hieb in den Schädel, der diesen fast komplett spaltete, den Garaus machte.

Kaum lag sie tot am Boden, dann schrumpfte sie langsam in sich zusammen und zurück blieb nur die Leiche des Forschers, die vor ihren Augen zu Staub zerfiel. Erschüttert starrten sie alle auf den kleinen Haufen, der zurückgeblieben war. Die Wikinger brummt alle ein kurzes, nordisches Gebet, was die Brüder nicht verstanden. Danach sahen sie sich näher um und entdeckten in einer Ecke ein paar Kleidungsstücke, zwischen denen eine Brille, eine Taschenuhr und ein weiteres, kleines Notizbuch lag. „Das nehmen wir mit uns, damit wir einen Beweis haben, dass wir hier waren und diesen Schrecken besiegt haben.“

Die beiden Brüder nickten und Chippolino meinte, während er sich weiter umsah: „Dann müssen wir jetzt hier nur noch herauskommen.“ Nach einer kurzen Suche fanden sie schnell eine weitere Steinplatte am Boden, in die ähnliche Zeichen eingeritzt waren, wie in dem Tor, wo sie von den Spinnen angegriffen worden waren. Nachdenklich strich Felix erneut über sie, doch diesmal war es schwerer, die richtigen Symbole zu finden. Schließlich bat er den Wikinger, der die Sachen des Professors bei sich trug, ihm kurz das Notizbuch zu geben. Er hoffte, dass dieser irgendetwas Nützliches darin vermerkt hatte und tatsächlich fand er eine Zeichnung der Platte, auf der ein paar Zeichen besonders markiert waren. Er berührte diese in unterschiedlichen Reihenfolgen und schaffte es schließlich, ein ebenso leuchtendes Portal, wie das am Zugang zu dem Grabhügel erscheinen zu lassen.

Auf der anderen Seite kamen sie genau vor dem Hügel wieder heraus. Zu ihrer Überraschung schien nicht allzu viel Zeit vergangen zu sein. Die Sonnen schienen ihnen von vorn ins Gesicht und auch der Frühnebel hatte sich noch nicht ganz aufgelöst. Erleichtert atmeten sie alle auf und der Anführer der Nordmänner wandte sich zu den beiden Brüdern um und sprach: „Ihr habt Wort gehalten. Mit eurer Hilfe sind wir rein und wieder rausgekommen. So halten wir auch unseres. Nehmt.“ Er hielt jedem von ihnen ein scharfes Messer hin, welche sie dankbar einsteckten. Gerade, als sie sich abwenden wollten, hielt er sie zurück und fuhr fort: „Und da du mir mein Leben gerettet hast, werden wir euch diese hier zu eurem Schutz mitgeben.“ Er nickte zwei seiner Gefolgsleute kurz zu, die stumm ihre runden Schilde abnahmen und sie ihnen übergaben. An ihnen waren Riemen angebracht, so dass man sie auf dem Rücken tragen konnte. „Habt vielen Dank für die Gaben. Auch wenn es selbstverständlich war, dass wir euch nach Kräften geholfen haben, nehme ich diese Schilde gerne an. Habt nochmals Dank.“ Gemeinsam gingen sie quer durch den Wald zurück, wobei die Wikinger ihnen noch ein paar hilfreiche Tipps gaben, wie man sich mit den Schilden nicht nur schützen, sondern auch angreifen konnte. Als sie neben dem Gasthaus aus dem Wald herauskamen, war der Moment des Abschieds gekommen. Sie schüttelten einander die Hände, bevor die Krieger sich auf den Weg zurück in die Stadt machten, um ihre Belohnung zu kassieren.

Chippolino und Felix sahen ihnen noch einen Moment nach und Felix sagte: „Was für Kerle. Gut, dass die uns Wohlgesonnen waren. Stell dir mal vor, die hätten ebenso einen seltsamen Wutanfall wie Leif bekommen. Dann würden wir jetzt nicht mehr hier stehen. Das ist wirklich ein Volk mächtiger Krieger.“ Er sah zum Himmel auf und fuhr fort: „Viel Zeit scheinen wir nicht verloren zu haben. Aber ich fühle mich erschöpft, wie nach einem stundenlangen Fußmarsch. Aber wir haben jetzt keine Zeit

zum Ausruhen. Wir müssen weiter.“ „Ja. Ich bin auch müde. Aber vielleicht ist es trotzdem gut, dass wir sie getroffen haben und ihnen bei ihrem Auftrag helfen konnten. Vielleicht brauchen wir einmal ihre Hilfe.“

Dann gingen sie noch einmal in die Unterkunft, um zu schauen, dass sie noch etwas Proviant für ihre weitere Reise bekamen. Die Wirtin war nirgends zu sehen, doch zum Glück fanden sie den Koch des Hauses. Er war gerade dabei, einen großen Topf frischgemolkene Milch aufzukochen, als sie ihn nach Essen fragten. Als sie ihm dafür eine der Münzen, die sie aus dem Grab mitgebracht hatten, auf den Herd legten, nickte er eifrig, füllte zuerst zwei große Becher mit der aufgekochten Milch, gab jeweils einen reichlichen Löffel Waldhonig hinein und machte sich dann daran, ihren Reiseproviant vorzubereiten. Dass sie nun zwei Mal für Proviant bezahlt hatten, war zwar ärgerlich, aber da sie rasch weiterwollten, nahmen sie es schweigend hin. Sie hofften nur, dass der Koch schnell mit ihrem Essenspaket fertig werden würde und zu ihrer Freude kam es auch so. Eine Viertelstunde später saßen sie bereits wieder auf ihren Pferden. Der Koch hatte ihnen ein gutes Dutzend belegter Brote mit kaltem Braten und noch zwei Flaschen eines besonders leichten Weines mitgegeben. So waren sie bereits gute zwei Stunden vor der Mittagszeit bereits wieder unterwegs.

„Wenn Vaters Wegbeschreibung richtig war, müssten wir eigentlich spätestens morgen in das Gebiet kommen, in dem das Volk der Winde lebt. Dann ist es auch nicht mehr weit.“ Felix nickte und erwiderte: „Es ist gut, dass unser Abenteuer nicht zu lange gedauert hat. Wir haben nur einen halben Tag verloren.“ Sie ließen das Gasthaus hinter sich zurück und folgten der Straße, die vor ihm vorbeiführte. Sie war so breit, dass vier Spurrinnen aus groben Steinplatten festen Untergrund für Fuhrwerke bildeten. Zwischen den Inneren der jeweiligen Fahrtrichtung war so viel Platz, dass Fuhrwerke diese Rinnen nicht verlassen mussten, um einander zu passieren. Die beiden Brüder hielten sich jedoch in den Zwischenräumen aus festgestampftem Lehm auf, da es dort für die Pferde angenehmer zu Traben war.

In den nächsten Stunden lichtete sich der Wald um sie herum und das hügelige Land wurde zu einer Graslandschaft, aus der vereinzelt Buschwerke und Baumgruppen hervorstachen. Ein kühler Wind hob an, Wolkenfetzen huschten über den Himmel, die sich langsam verdichteten und es roch nach Regen. Sie trieben die Pferde etwas schneller an. Erste Regentropfen fielen und am ganzen Hang des Hügels, den sie gerade überquerten, stand kein einziger Baum, der ihnen hätte Schutz bieten können. Auf der Spitze angekommen, sahen sie, dass sich der Weg in mehreren Serpentinaen in ein weites Tal hinabschlängelte, wo er in einer breiten T-Kreuzung endete. Dort war eine Hütte, ein Stall und eine Pferch zu erkennen, in der auch mehrere Tiere standen. Felix deutete darauf und rief: „Sieh mal. Da unten scheint eine Wechselstation für eine Kutschengesellschaft oder so zu sein. An der Kreuzung dort im Tal.“ „Dann lass uns so rasch wie möglich dorthin reiten. Es fängt bestimmt gleich an zu schütten. Hinter uns ziehen dicke, dunkle Wolken heran.“ Und um wie seine Worte zu bestätigen, wurde aus den einzelnen Tropfen ein stetes Tröpfeln, das bald in ein unangenehmes Nieseln überging.

Im raschen Trap ritten sie bergab. Auf halber Strecke waren die dunklen Wolken schon über ihnen und der Himmel öffnete seine Schleusen. Zum Glück wurde das Gefälle des Weges hier etwas weniger, so dass sie nun im Galopp weiterreiten konnten. Bald erreichten sie völlig durchnässt die Kreuzung. Die Hütte sah verlassen aus und auch bei dem Stall war niemand zu sehen. Zu ihrer Überraschung waren beide Gebäude aus massivem Stein gebaut, sogar die Dächer. Um auch ihre Pferde nicht im Regen stehen zu lassen, nahmen sie diese mit in das Haus hinein, wo sie eine einfache Feuerstelle mit einem hüfthohen Gitter davor fanden, über dem noch ein paar alte Tücher hingen. Etwas Holz lag noch unordentlich hingeworfen auf einem kleinen Stapel daneben. Sonst war nichts da. Keine Möbel oder sonstige Einrichtungsgegenstände. Anscheinend war diese Station aufgegeben worden. Sie entzündeten ein Feuer, rieben ihre Pferde mit den alten Tüchern ab, zogen ihre nassen Sachen aus und hängten diese über das Gitter zum Trocknen auf. Dann holten sie ihren Reiseproviant heraus, und blickten aus einem der niedrigen, scheibenlosen Fenster nach draußen, während sie aßen. Felix kicherte plötzlich und meinte: „Gut, dass zumindest unsere Unterwäsche noch halbwegs trocken geblieben ist. So sind wir wenigstens nicht ganz nackt, wenn jemand vorbeikommen sollte.“ Doch sein Bruder ging nicht darauf ein. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders. Je näher sie ihrem Ziel kamen, desto mehr musste er an sie denken. Seit mehreren Monaten hatten sie sich nicht gesehen. Würde sie zeitgleich mit ihnen ankommen. Er verfluchte still den Regen, der sie nun aufhielt. „Nun

schau nicht so sauer dort hinaus. Sieh mal. Dort über dem Hügel wird es schon wieder heller. Wir müssen dann nur noch etwas warten, bis unsere Kleidung wieder trocken ist und dann reiten wir weiter und mit etwas Glück sind wir schon morgen in den weiten Steppen. Dann ist der Weg bis zu unserem Ziel nicht mehr allzu lang.“ „Ja, du hast recht. Es nervt mich nur, dass wir hier nun Zeit verlieren.“ „Du wirst sie bald wiedersehen. Hab Geduld.“ Chippolino seufzte schwer, wobei er nicht mal zu bemerken schien, dass sein Bruder seine Gedanken genau erraten zu haben schien.

Ganz so schnell, wie dieser gesagt hatte, ging es dann doch nicht weiter. Der Regen hörte zwar bald auf und sie nutzten die Trockenheit, um für ihre Pferde noch etwas Wasser und Stroh aus dem Stall zu holen, doch ihre Sachen waren noch nicht trocken. So waren sie zu weiterem, ungeduldigen warten verurteilt. Gerade, als noch eine Stunde vergangen war und sie sich endlich wieder anziehen konnten, schob sich eine weitere Wolke, die sogar Hagel mit sich brachte, über das Tal. Besorgt blickten sie zu der Koppel hinüber, doch die Pferde, die dort gestanden hatten, waren in den offenen Stall getrottet.

Dann endlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, klarte es endlich auf. Dabei bemerkte Felix unbewusst, dass auch das Licht selbst irgendwie angenehmer wurde. Es war nicht mehr so anstrengend, sich umzuschauen, wie es ihm noch bei ihrer Ankunft im Historyland vorgekommen war. Die Sonne kämpfte sich durch die tiefhängenden Wolken und sie konnten endlich weiter. Bevor sie aufbrachen, fragte Chippolino die Pferde von der Koppel, wie lange schon und warum die Station aufgegeben worden war. Dadurch erfuhr er, dass vor einem Monat die Postkutschenlinie verlegt wurde. Da sie aber bereits über sechs Jahre lang Kutschen gezogen hatten, waren sie aus Sicht des Besitzers zu alt und wurden einfach sich selbst überlassen. Da schlug er ihnen vor, mit ihnen zu kommen und als Reit- und Packtiere beim Volk der Winde zu bleiben. Sie stimmten zu und er öffnete die Koppel und die acht Tiere schlossen sich ihnen an.

Sie verließen nun den Weg, da ihr Ziel in einer anderen Richtung lag und ritten durch einen schmalen, schnurgeraden Einschnitt, den sie nach einiger Zeit erreichten, zwischen zwei hohen Bergen hindurch aus dem Tal heraus. Teilweise war es so eng, dass sie nur hintereinander reiten konnten. Die Sonne stand bereits so tief, dass ihre Schatten weit vor ihnen in die Länge zogen. Sie war schon zu mehr als die Hälfte über dem Horizont hinter ihnen verschwunden, als sie, wie durch ein Felsentor, die Schlucht verließen und am Rand der großen Steppe waren. rechts und links von ihnen regten sich senkrechte Felswände mehrere hundert Meter in die Höhe. In ihrem Schutz richteten sie sich ihr Nachlager ein.